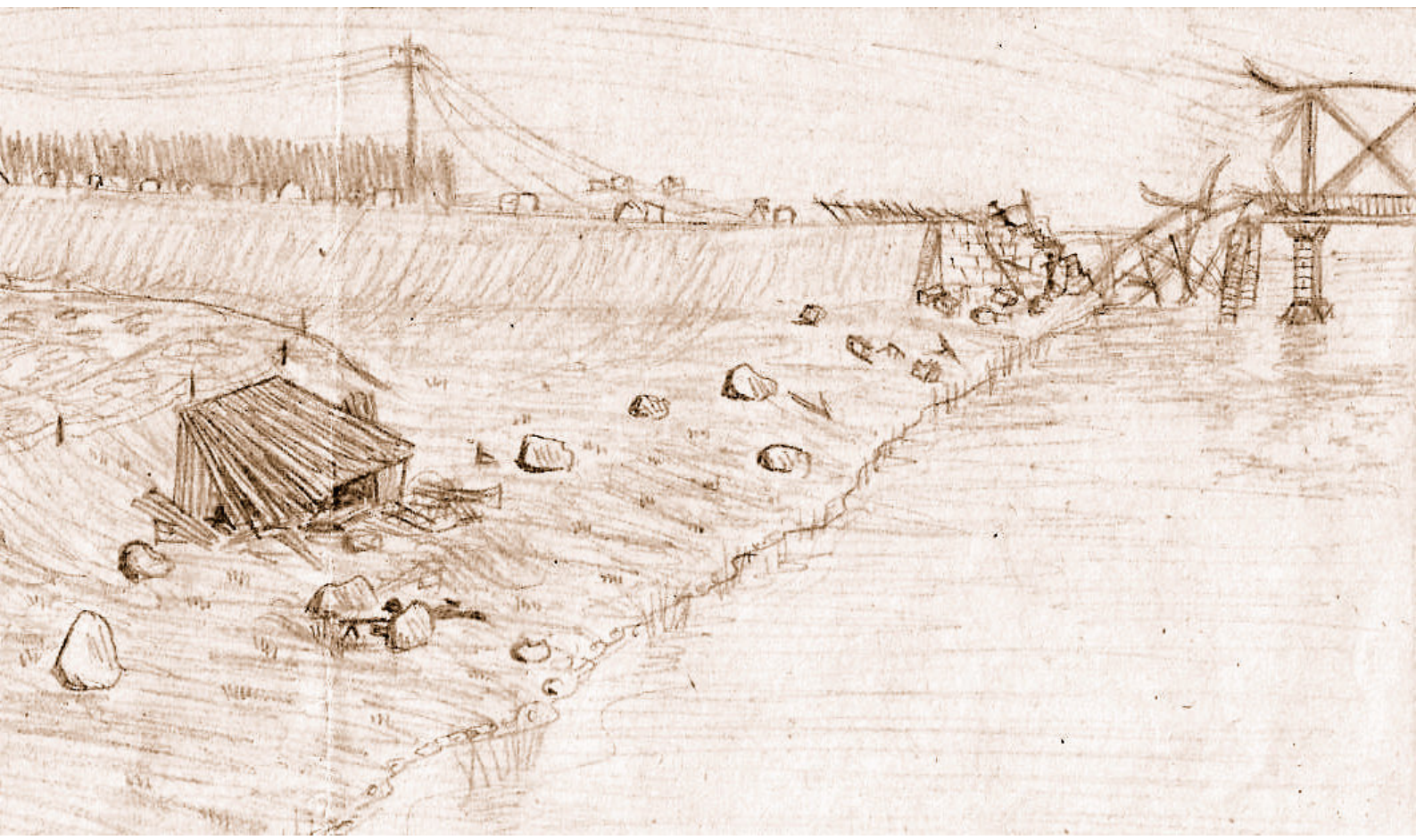




**Martin Dieckhoff**

# **Träumer über dem Abgrund**

**Mitteilungen des Soldaten Hans G.**



Martin Dieckhoff

# Träumer über dem Abgrund

Mitteilungen des Soldaten Hans G.

Barcelona, 2016

Titelbild: Unter Verwendung zweier Bilder Hans Griebens (um 1932; 1944)

# Inhalt

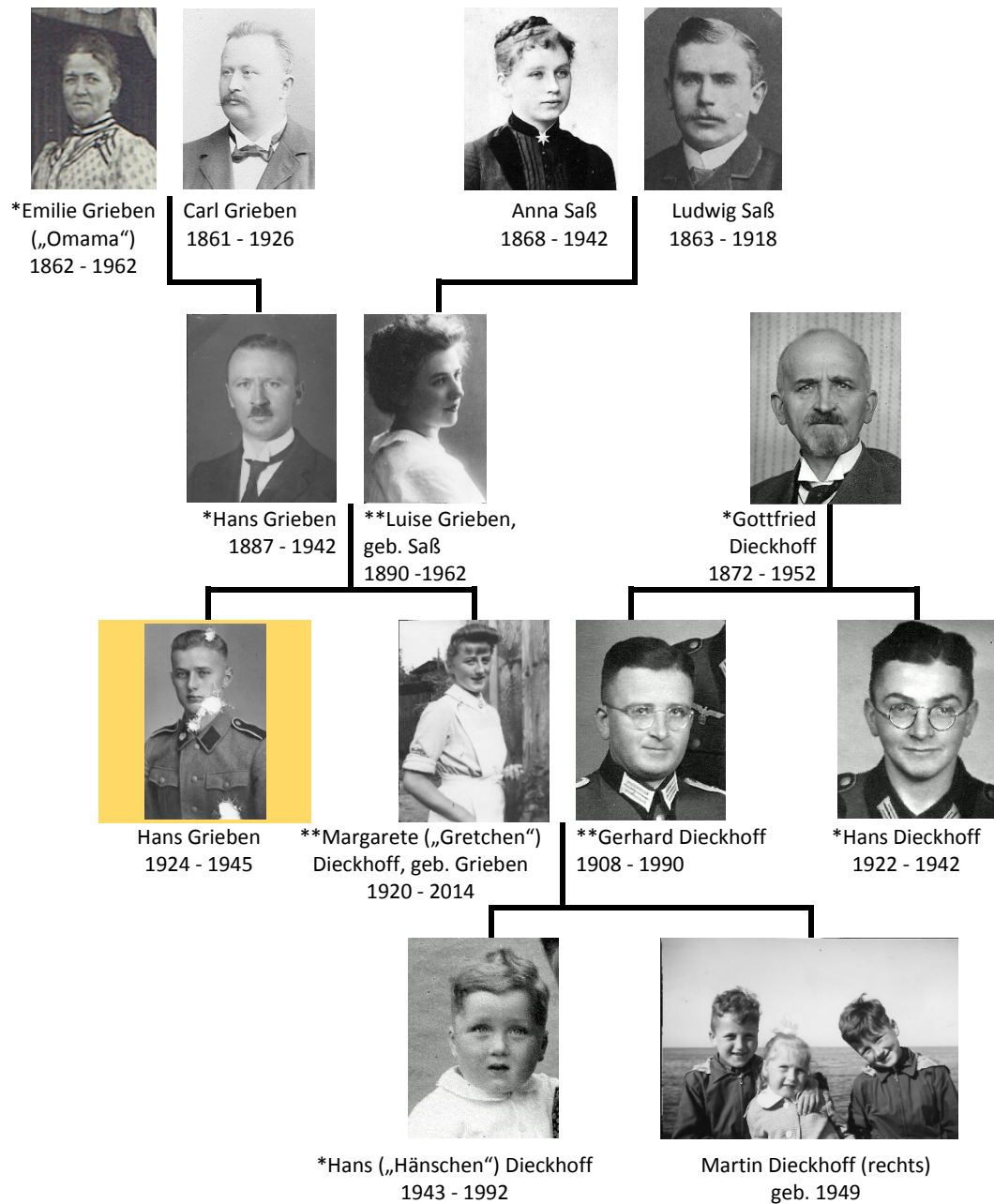
Träumer über dem Abgrund

|                                 |     |
|---------------------------------|-----|
| Die Familie                     | 2   |
| Prolog                          | 3   |
| 1 Die Stimmen meines Onkels     | 4   |
| 2 Oranienburg, Jägerstraße      | 16  |
| 3 Führer und Verführer          | 30  |
| 4 Soziales Netzwerk des Krieges | 41  |
| 5 Im überfallenen Land          | 49  |
| 6 Der Sündenfall                | 58  |
| 7 Wand an Wand                  | 64  |
| 8 Finnische Kriege              | 72  |
| 9 Wunden                        | 84  |
| 10 Das Ende                     | 97  |
| 11 Andere Zeiten                | 101 |

Anhang

|                        |     |
|------------------------|-----|
| Abkürzungen            | 105 |
| Abbildungen            | 106 |
| Anregungen und Quellen | 118 |

# Die Familie



\*\* Adressaten der Briefe Hans Griebens

\* In den Briefen erwähnte Verwandte

Die Vernunft hatte nicht zugenommen. Keiner wies den Weg und keine Stimme war kraftvoll genug, um den Lärm des Jammers und der Verwirrung zu übertönen.

(Alfred Döblin, November 1918. Band 2: Verratenes Volk)

## Prolog

Eine häufig wiederkehrende Szene in Zeichentrickfilmen ließ mich immer den Atem anhalten: eine Verfolgungsjagd, in der der Gejagte über den Rand einer Schlucht hinausläuft, als gebe es diese nicht, dann noch eine Weile in der Luft weiterläuft, schließlich einen Blick nach unten tut, den Abgrund wahrnimmt - und erst jetzt in die Tiefe stürzt.

Mein Onkel Hans läuft und läuft, marschiert, besucht das Truppenkino, richtet seinen Bunker ein, bezieht seinen Posten, verfolgt Partisanen, reinigt seine Maschinenpistole und richtet sie auf den Feind. Wie man es von ihm erwartet, ein geschulter Soldat. Er sieht nicht in den Abgrund, der sich schon längst unter ihm aufgetan hat und ihn mit unheimlicher Sicherheit hinabziehen wird. Noch läuft er über ihn hinweg. Am Ende aber *wird* er fallen. Der Absturz: die Auslöschung oder das Infragestellen der Existenz.

In den Zeichentrickfilmen durfte ich erleichtert aufatmen. Der Verfolgte steht wieder auf, entknittert seine Gliedmaßen und schüttelt sich den Staub aus den Kleidern. Dann geht die Jagd weiter, wenn nicht in dieser, dann in der nächsten Folge. Hans' kurzes Leben ist jedoch nicht fiktiv. Er agiert im Hier und Jetzt. Er turnt unter der Zirkuskuppel und glaubt ein Netz unter sich zu haben. Aber es ist das Netz der Trugbilder, der Manipulation und der Propaganda, der Babelsberger UFA-Produktionen und der OKW-Berichte. Noch ist er mit sich zufrieden, meint er doch, einen Vorsprung zu haben und bald auf die sichere Seite zu gelangen. Er hat noch nicht erkannt, dass sein Eifer auf Hybris und Lügen beruht: auf dem Mythos von Blut und Boden, auf den Heilsversprechungen für das eigene Volk, auf dem Glauben, dass er und sein Volk auserwählt seien, sich die nichtgermanischen Völker zu unterwerfen, und es rechtens sei, dort Männer, Frauen und Kinder in tiefstes Leid zu stürzen. Nein, Hans sieht diesen Abgrund nicht; das Heer der Gehorsamen, der Führer an der Spitze, treibt ihn weiter und weiter.

Aber wenn wir uns aufmachen, jemanden im Inneren zu verstehen? Ist das eine Reise, die irgendwann an ihr Ende kommt?

(Pascal Mercier, Nachtzug nach Lissabon)

## 1. Die Stimmen meines Onkels

Staunend stelle ich fest, dass die Vergangenheit stumm bleibt. Wie die Szene eines Films, dessen Ton jemand abgeschaltet hat. Keine Explosion, keine Schreie. Splitter fliegen durch die Luft, bohren sich in Leiber, Qualm breitet sich aus, durch Flammen zunehmend rötlich gefärbt. So stelle ich es mir vor. Mein Onkel stirbt auf der Stelle. Mein Onkel Hans: nach dem Sieg wollte er studieren. Oder in die Verwaltung gehen. Vielleicht in die Landwirtschaft, oder, wie sein Vater, in die Justiz. Eine Laufbahn in der Hitlerjugend kann er sich vorstellen. Mein Onkel stirbt als Rottenführer der Waffen-SS. *Ich bin nicht zur SS gegangen, weil sie die beste Truppe ist, sondern weil mir später alle Berufe offen stehen*“, schreibt er 27 Monate vorher, am 16. November 1942, seiner Mutter.

Ich lese diesen Satz 72 Jahre später. Er steht in einem der über 100 Briefe, die ich 2014 zusammen mit einigen Ansichtskarten und Zeichnungen meines Onkels im Nachlass seiner Schwester, meiner Mutter fand. Auf dem Grund der untersten Schublade hatten sie die Jahrzehnte überdauert, in einem Schrank, der sich im Laufe der Jahrzehnte in ein Museum eines langen Lebens verwandelt hatte, denn dort pflegte meine Mutter Gegenstände abzulegen, die sie zwar nicht mehr benötigte, aber in ihrer Nähe wissen wollte. Als sie ihren Bruder im letzten Kriegsjahr verlor, war sie 24 und er 20 Jahre alt. Fast alle Schreiben beginnen mit „Meine liebe Mutti!“, „Liebes Gretchen!“, „Lieber Gerhard!“ oder „Meine Lieben!“, womit meine Großmutter und meine Eltern gemeint sind. Post, die in die andere Richtung ging, befand nicht darunter. Ich wusste nur wenig vom Verfasser: geboren 1924 in Oranienburg, 1933 in die Hitlerjugend eingetreten, 1942 freiwillig der Waffen-SS beigetreten, Einsatz in Finnland und im Elsass. Dort, so hieß es, sei er 1945 gefallen. Vier Jahre nach seinem Tod kam ich zur Welt. In der Wohnung meiner Kindheit sah ich sein Kinderfoto; außerdem bewahrte meine Mutter zwei Gegenstände auf, die er ihr aus Finnland geschickt hatte: Auf einem Regal stand ein Kästchen aus Birkenholz, an der Wand hing ein kleines geschnitztes Landschaftsrelief. Aber nur sehr selten wurde über meinen Onkel gesprochen.

Die ersten drei Doppelseiten eines der vielen Fotoalben, die hinter der Glastür jenes Schrankes standen, waren den Toten der Weltkriege gewidmet.

Ein Onkel meines Vaters, gefallen 1915 im Alter von 26 Jahren. Ein Foto zeigt ihn als Burschenschaftler, Hasso-Guesfale. Eine hässliche Narbe, ein Schmiss, zieht sich vom linken Mundwinkel zum Kiefergelenk. Weder sie, weder der Kneifer noch die Schirmmütze können dem runden, weichen Gesicht seinen kindlichen Ausdruck nehmen.

Auf der folgenden Doppelseite: Der kleine Bruder meines Vaters; auch er hieß Hans. Verträumt blickt ein mit Pfeil und Bogen bewaffneter Indianer in die Kamera, halb verborgen hinter einem runden, reich verzierten Holzschild. Ein anderes Foto zeigt sein Grab: Gefallen am 1.8.1942 im Alter von 19 Jahren. Auf einem Acker 15 Holzkreuze, dürftig umzäunt mit Stacheldraht. Ich blicke über den kleinen Friedhof hinweg in eine weite, schneebedeckte Ebene, die keinen Schutz bietet. Am Horizont Gebäude einer Kolchose, vielleicht ein Getreidespeicher, dem Betrachter etwas näher zwei Personen, die gegen eisigen Wind anzukämpfen scheinen. Mehr Kälte kann ein Bild nicht ausstrahlen.

Schließlich mein anderer Onkel Hans, der, von dem hier die Rede sein soll, der kleine Bruder meiner Mutter: ein anderthalbjähriger Junge mit Ringelsöckchen, nackten Beinchen und weißem Kittel. Es fällt ihm sichtlich schwer, für den Fotografen stillzuhalten; seine Schwester hat sichtlich Mühe, ihn ruhig zu halten, ihre Arme umschlingen ihn, und sie presst ihre Schläfe gegen seinen Hinterkopf.

Daneben ein durchlöchertes Foto, das meine Fantasie anregte, als ich Kind war. Der-selbe Hans, in Ausgehuniform der Waffen-SS. Ovales Gesicht, hohe Stirn, gerade Nase, volle, fast weiche Lippen, streng gescheiteltes hellblondes Haar und ein Blick aus hellen Augen, der sich in meine Augen senkt und gleichzeitig in die Ferne gerichtet zu sein scheint. Ich wusste bereits als Achtjähriger, dass es ihn gegeben hatte, dass er im Krieg ums Leben gekommen war. Das Foto betrachtend, stellte ich mir damals vor, wie seine Brust von Kugeln durchsiebt worden war, wie sich vier Geschosse durch dieses Foto gebohrt und die Löcher mit ihren leicht zerfransten Rändern hinterlassen hatten. Wie groß war meine Enttäuschung, als man mir erzählte, dass dieses Foto stets in einer Schublade des Hauses in Oranienburg gelegen habe. Die Löcher seien durch nachlässige Aufbewahrung entstanden. Wie er starb, erzählte mir niemand. Erst als Erwachsener las ich den Feldpostbrief eines seiner Kameraden. Er enthielt die Todesnachricht. Meine Großmutter, seine Mutter, musste lesen:

*Hans war mit noch einigen Kameraden auf einem mit Sprengmunition beladenen Fahrzeug irgendwie beschäftigt; plötzlich hat es eine Detonation gegeben und der ganze Wagen ist in die Luft geflogen.*

Ich nehme das erste Blatt in die Hand. In sieben Jahrzehnten angegilbtes Papier, Gekritzelt mit Bleistift, Sütterlin. Ein Häkchen kann ein e, ein n, ein u, ein i, ein c sein. Ein B ähnelt dem L, ein H dem G. Das also ist die Handschrift des Onkels, der sich als Siebzehnjähriger zur Waffen-SS meldet, zum Entsetzen seiner Mutter und seiner Schwester, wahrscheinlich auch seines Vaters. Warum nur? Ich kenne seine Motive nicht; keiner sprach darüber. Bietet sich nun die Gelegenheit, sie zu erfahren? Ich

beginne zu lesen, nach ihnen zu suchen. Doch bald stelle ich fest: Kein Satz gibt Auskunft. Zwischen den Zeilen versuche ich zu lesen, zu deuten, auszulegen. Vielleicht habe ich mir zu viel vorgenommen, vielleicht ist es unmöglich, eine sieben Jahrzehnte zurückliegende Entscheidung nachzuvollziehen, einen Schritt, der auf einer Unzahl von Motiven beruhen und ein Knoten in einem riesigen, mehrdimensionalen Netz sein kann. Es wird bei einer Annäherung bleiben müssen.

Die Worte bleiben merkwürdig stumm. Übertönen meine Vorurteile die Stimme meines Onkels? Die Gedanken eines Angehörigen einer anderen Generation, der sich anmaßt, Motive zu kennen und zu beurteilen?

Neun Jahre Hitlerjugend, vermute ich, werden sich in Kopf und Herz meines Onkels eingegraben haben. Die Propaganda verwandelt sich in Gift, wenn sie allgegenwärtig ist und den Blick auf die Wirklichkeit versperrt. Mit Sicherheit bewirkte sie die Entfremdung des Sohnes von einem Vater, der sich beharrlich weigerte, in die NSDAP einzutreten. Die Glorifizierung der Fronterlebnisse in der Hitlerjugend wird Spuren hinterlassen haben. Heldentod, für das Vaterland sterben, alles, auch sein Leben hingeben - welch ein Sinn, welch ein Ziel! Ständig diese Sehnsucht, in vorderster Linie zu sein:

*Hoffentlich haben wir diesmal Feindberührung. [22.7.1943]*

Dazu der Wunsch, aus der Kleinstadt herauszukommen. Abenteuer! Ferne! Hinaus in die Welt: Afrika! Westfront! Ostfront! Italien! Bekannte, die an eine der vielen Fronten geschickt werden, beneidet Hans:

*Gerhard in Italien? Da hat er wieder mal Schwein gehabt, erstens des Landes wegen u. zwotens gibt's dort was zu Hauen! [22.7.1943]*

Der nationalsozialistische Machtbereich hatte sich ja über große Teile Europas ausgedehnt. Deutsche Truppen standen in Norwegen und Finnland ebenso wie in Italien, auf dem Balkan und in Afrika, in Frankreich ebenso wie in der Sowjetunion. Mitte 1942 konnte man den Hitlerjungen noch glauben machen, dieser Krieg sei rasch zu gewinnen, und sicher versprach man ihm Privilegien für die Zeit nach dem Sieg:

*Wenn ich einen Führerdienstgrad erreicht habe u. wenn der Krieg erst aus ist, dann stehen mir ja alle Gebiete, zu denen ich Lust u. Liebe verspüre, offen. Wenn ich dann nicht im Truppendienst bleiben will, dann kann ich irgendetwas studieren, oder ich suche mir auch ohnedem einen geeigneten Beruf. [...] Aber vorläufig haben wir ja noch Krieg [...]. [16.11.1942]*

Hat ihn der Glanz der Macht verführt? Hans reiht sich in die Elitegemeinschaft des deutschen Volkes ein. Man blickt zu ihm auf, er kann hinabblicken, auf die Zivilisten, auf die Soldaten, die nur Landser sind, auf die großen Jungs in seiner Straße, vor deren Zorn er sich in die Arme seiner Schwester oder auf das elterliche Grundstück flüchten musste:

*In der Wochenschau waren wieder Bilder von unserer Division. Es ist doch ein stolzes Gefühl, zur besten deutschen Truppe zu gehören. [8.11.1942]*

Oder will Hans seiner Mutter, die gerade Witwe geworden war, einfach nicht mehr auf der Tasche liegen? Er muss ein hungriger Junge gewesen sein. Im vierten Kriegsjahr ist das für die Mutter ein Problem. Ein Esser weniger im Haus bedeutet - ernährungs- politisch gesehen, wie Hans es nennt - weniger Schufterei im Garten und somit eine Erleichterung für die Mutter.

*Eben höre ich, daß Ihr wieder mehr Fleisch (350 gr) u. Brot bekommt. Das will nicht wenig heißen, wo wir vor dem 4. Kriegswinter stehen. [16.9.1942]*

Und:

*Wenn ich noch nie in meinem Leben satt geworden bin, jetzt bin ich es täglich 2 mal. [10.11.1942]*

Weihnachten 1942 schickt er ein Selbstporträt, eine Karikatur. Ein rundes Gesicht, dessen Wangen und Hals über den Kragenrand quellen, schmunzelt den Betrachter an. *So ungefähr sehe ich z. Zt. aus. [23.12.1942]*

Ich lese und lese, die Sütterlinschrift verliert allmählich das Geheimnisvolle, ich lasse die Briefe zu mir sprechen. Leise Stimmen sprechen aus ihnen, plaudern daher und bewirken, dass ich mir meinen Onkel nie als Befehle brüllenden Unterführer vorstellen könnte - aber im Hintergrund höre ich das Gedröhne: täglicher Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht, „Das schwarze Korps“ als Pflichtlektüre, dazwischen „Der völkische Beobachter“, die Frontberichte der Wochenschau, die Welt der Babelsberger Filmstudios mit Veit Harlans Propagandafilmen, die schrillen, schneidenden Sätze Goebbels und Himmlers, das Gebell des Führers. Brüllen sie alle leiseren Stimmen nieder?

Schon die Absenderangaben spiegeln den Größenwahnsinn des nationalsozialistischen Expansionsdranges wider, z.B.: Brünn (Brno, heute Tschechien), Riezlern (Österreich), Danzig (Gdansk, Polen), Insterburg (Tschernjachowsk, Russland), Oulu (Finnland), Levanger (Norwegen), Aarhus (Dänemark), Hagenau (Haguenau, Frankreich). Länder, in denen deutsche Truppen standen; Länder, in denen jüdische Bürger der Erniedrigung, Verfolgung und Vernichtung preisgegeben wurden; Länder, in denen sich Deutsche als Herren aufspielten. Die vielen Ortsangaben zeigen aber auch die Welt des Krieges aus der Sicht eines Einzelnen: Ein Siebzehnjähriger verlässt seine Heimatstadt, seine Familie, und wird kreuz und quer durch Europa transportiert, gut 8000 Kilometer, wenn ich alles zusammenrechne; er wird gedrillt, manipuliert, mit Trugbildern getäuscht, wird schwer verletzt, weitergezerrt, in den Tod geschickt.

Die Briefe fesseln mich. Nicht zügig, sondern stockend lese ich in ihnen. Immer wieder muss ich zurückgehen, weil ich eines dieser eilig hingeschriebenen Sütterlinwörter nicht entziffern kann, muss den Kontext der Wörter versuchen nachzuvollziehen. Und immer unterbreche ich, um Begriffe zu recherchieren. Was ist „Milei“? „Führerbluse“? „Griffe kloppen“? „Beaasen“? Die vielen Abkürzungen: Ostuf, Ustuf, k.v., o.M., HKL und

IEB. Oft tun sich Abgründe auf, wenn ich hinter die Wörter blicke, die so harmlos, ja banal erscheinen:

*U. U. bekommt Ihr Besuch in den nächsten Tagen. Ein Kamerad von Sonderkdo, Walter Neukirchner, ist zum Hundelehrgang nach O'burg abkommandiert worden. [8.5.1943]*

Ich recherchiere „Hundelehrgang“, verknüpfe die Eingabe in die Suchmaschine mit „Oranienburg“, und hinter der freundlich daherkommenden Ankündigung eines Besuches tut sich ein Szenario des Grauens auf. Wachleute hetzen scharfe Hunde auf Häftlinge. Himmler verspricht sich Personaleinsparung in den KZs durch zu Tötungsmaschinen abgerichtete Bestien, die Häftlingsgruppen auf dem Weg zum Arbeitsdienst wie eine Viehherde umkreisen. *U. U. bekommt Ihr Besuch in den nächsten Tagen. -*

*Mein Gruppenführer ist der beste in der ganzen Komp.; T.V.-Mann, bei der SS-Heimwehr Danzig gewesen, E.K. II u.s.w. [25.8.1942]*

Das Vorbild mit TV- und Heimwehrvergangenheit. Ein Mann der Totenkopfverbände, Mitglied der Heimwehr Danzig, einer Gruppe von fanatisierten Deutschen, die beim Überfall auf Polen für die Reichsführung nützliche Arbeit leistete. Vermutlich stolz darauf, ganz vorne dabei gewesen zu sein, und stolz auf die Ehrungen, auf das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. *U.s.w.*

Manchmal tritt das Grauen deutlicher in Erscheinung, aber immer neutralisiert in einem Wort, einem Satz.

*Ich liege mit 3 amputierten Oberfeldwebeln von der Petsamo-Front in einer Kabine. [29.10.1944]*

Petsamo: Eine Region nördlich des Polarkreises, westlich von Murmansk. Auch hier wollten die Deutschen herrschen. Über 50 000 Tote. Drei überlebende Oberfeldwebel dürfen zu ihren Familien zurück.

Der *letzte* Brief an die Mutter trägt das Datum vom 13. Februar 1945. Ein Dokument der Kriegsgeschichte, der Zustände der letzten Kriegswochen. Sehr alte und sehr junge Soldaten sind zu Hans' Einheit beordert worden. Die letzten menschlichen Ressourcen eines aussichtslosen Krieges. Ich lese außerdem, dass Gerda, offensichtlich seine Freundin seit einem Heimaturlaub zwei Jahre zuvor, Dienst als Wehrmachtshelferin leisten muss. Hans kommentiert:

*Das ist das Gute am totalen Krieg!*

Und:

*Immer möglichst unbeschwert bleiben, ist die Parole! Herzlichst grüßt und küßt Euch alle Euer Hans. [13.2.1945]*

Das ist sein Abschied für immer.

Lesend blicke ich nicht nur auf ein vergangenes, sondern auch auf ein früh beendetes Leben. Ich betrachte es aus einer Perspektive, die ich für *mein* Leben, für den Teil des Lebens, der hinter *mir* liegt, nicht einnehmen kann. Ein Foto des Grabes meines Onkels stand mir vor Augen, aufgenommen vermutlich während einer Reise meiner Eltern ins Elsass, als ich in der Todesnachricht an seine Mutter las:

*Nehmen Sie aufrichtiges Beileid von einem Kameraden Ihres Sohnes entgegen, dessen verschworene Treue uns zu Brüdern machte.*

Im selben Schreiben der Hinweis auf eine schwere Verwundung, die mein Onkel mehr als vier Monate vorher erlitt. Seine Briefe lesend, tauche ich in sein Leben ein, wissend, was ihm bevorsteht, dass ihm nur noch eine kurze Lebenszeit bleibt. Trotz seiner vielen Worte bleibt er stumm. Manchmal möchte ich ihn anschreien: Du Ahnungsloser, halte inne, lauf weg, in die weiten Wälder Kareliens, der Krieg ist schon lange verloren, du Dummkopf, entzieh dich, versteck dich, begreife die Aussichtslosigkeit. Ich, Sohn eines Gretchens, von dessen zukünftiger Existenz du nichts weißt, nichts ahnst, möchte dir Fragen stellen, um den Irrsinn verstehen zu können.

Ich arbeite mich von Blatt zu Blatt vor, wissend, dass ich bald den letzten Brief seines kurzen Lebens gelesen haben werde; dass sein Leben abrupt enden wird, dass es ein Torso, ein Entwurf bleiben wird. Was Hans jetzt beginnt, was er zukünftig beginnen wird, beginnen möchte - er wird es nicht beenden können. Er wird keinen Frieden erleben, wird nicht die erhofften Privilegien genießen können. Er wird nicht zu einem Führerdienstgrad aufsteigen, nicht den Heldentod im Gefecht sterben, er wird diese Briefe kein zweites Mal in die Hand nehmen, obwohl man sie ihm aufhebt, er wird keine Kinder haben, die er umarmen, mit denen er scherzen kann, die noch nach vielen Jahrzehnten sein Foto auf der Anrichte betrachten - ich, der Leser seiner Briefe, weiß, dass das Träume bleiben werden, dass nichts in Erfüllung gehen wird, denn ich kannte die Nachricht von seinem Tod vor den Briefen seines Lebens. Mich überkommt Trauer - über das Unabgeschlossene, über die nicht gestellten Fragen, die nie gegebenen Antworten. Es ist die Trauer, die mich schon beim Tod meines Vaters überkam, die Trauer wegen der Fragen, die ich ihm nicht stellte, die ich mir erst später stellte oder erst jetzt stelle und auf die es nie eine Antwort geben wird. Die Stummheit des Vergangenen. Wie viele Antworten sanken mit dem Tod meiner Mutter ins Grab, Antworten auf Fragen, die ich formulieren, aber an niemanden richten kann: Wie stand Hans zu seinem Vater, der ein Vierteljahr vor dem Eintritt seines Sohnes in die Waffen-SS starb? Was wurde aus Gerda, dem Mädchen aus seiner Heimatstadt, das er in vielen Briefen erwähnt? Wie erlebten die Frauen, seine Mutter und seine Schwester, die Bombardierungen ihrer Heimatstadt? Wie gingen sie mit der Trauer über den Verlust ihres Freundes, ihres Sohnes, ihres Bruders um?

Die Briefe sind nicht immer auf Anhieb zu verstehen. Ihre Lektüre gleicht dem Blick in ein Kaleidoskop: zunächst glaubt man nur vielgestaltige, verschiedenfarbige Splitter zu sehen, die zufällig zueinander gefunden haben. Hans wechselt ständig und übergangslos die Themen und streut wiederholt Versatzstücke der Propaganda ein. Je

weiter ich in der Lektüre fortschreite, desto größer werden meine Zweifel, ob ich ihn aus dem vielstimmigen Chor der alltäglichen Belanglosigkeiten, der Propaganda, der Kriegsrufe werde heraushören können. Es ist, als liefere mir das Kaleidoskop mit jeder Bewegung ein anderes Bild. In mir regt sich ein Verdacht: Meine Unfähigkeit, den Menschen Hans Grieben in dem von ihm angefertigten Gemälde zu entdecken, könnte damit zu tun haben, dass ich von Grund auf einen anderen Blick auf *mich* habe als er auf *sich*.

Trotz eines zweifellos konstanten Ich-Bewusstseins sehe ich mich als ein Mosaik von Wesenszügen, Vorlieben, Abneigungen, Defekten, Wertvorstellungen, Reaktionsweisen, Impulsen. Ich glaube, dass sich all das, was ich denke, fühle und tue, auf ein nicht zu überschauendes Wechselspiel von Umwelteinflüssen und erblichen Dispositionen begründet, und ich lebe damit, dass sich die Stimmen in mir zuweilen widersprechen und streiten, aber auch versöhnen.

Hans dagegen wuchs mit der Vorstellung auf, der zufolge der Mensch im Wesentlichen ein Erzeugnis der erblichen Einflüsse ist. Sie legen ein insgesamt konstantes Wesen fest. Das sagt Hans zwar nicht ausdrücklich, aber ich höre es dann aus seinen Briefen heraus, wenn er über *den* Schwaben, *den* „Ostmärker“, *den* Tommy, *den* Finnen oder *den* Russen spricht. In diese Prozession der Typen reiht er sich ein. Wen repräsentiert er?

*Bei uns entscheidet meist der äußere Erfolg; man muß Schwein haben! Wer keine Gelegenheit hat, zu zeigen, wer er ist und was er kann, kommt nicht weit.* [13.2.1944]

Das schreibt Hans in einem Brief, in dem er seiner Wut und Enttäuschung Stimme verleiht. Er sieht, dass Kameraden, dass Vorgesetzte mehr erreichen als er. Er, der in seiner Laufbahn nicht weiterkommt, der nicht ausgezeichnet, nicht an die Hauptkampflinie geschickt wird, fühlt sich zunehmend verkannt. Er bekommt nicht die Gelegenheit zu zeigen, *wer er ist und was er kann*. Ja, er wird sogar vorübergehend in die Schreibstube gesteckt. Nachdem er im Oktober 1944 schwer verwundet worden ist, erfährt er dann einmal die Wertschätzung durch einen seiner Vorgesetzten:

*Erst jetzt im Einsatz hat er gesehen, wer und wie ich bin.* [22.10.1944]

Wer glaubt Hans zu sein? Wer und wie ist er? Eine Antwort auf diese Fragen glaubte ich ja schon gefunden zu haben. Hans sieht sich als Soldat, als SS-Mann, in dessen Wertehierarchie die Furchtlosigkeit, die Tapferkeit, die Kameradschaft und der Glaube an die Unfehlbarkeit des Führers den höchsten Stellenwert einnehmen. Dass ihm seine Ausbilder oder Vorgesetzten diese Werte einbläuen wollen, verärgert ihn, denn er ist überzeugt, dass er das, was andere erst aus ihm machen wollen, bereits ist und dass nicht sie, sondern glückliche Gelegenheiten nötig sind, damit alle erkennen, wer er ist.

*Das Wichtigste dabei ist nicht das Glück oder das Pech an sich, sondern einzig und allein die Kunst, bei beiden Dingen der Alte zu bleiben.* [26.12.1943]

Der Alte bleiben bedeutet: Hans Grieben bleiben, der alle Tugenden in sich vereint, die in seinem preußisch geprägten Elternhaus und in der Hitlerjugend wertgeschätzt werden: Bereitschaft zur Pflichterfüllung, zum Verzicht, zur Selbstaufopferung. Er hält

das für einen so selbstverständlichen, tief in ihm verankerten, von seiner Person untrennbaren Bestandteil, dass er zornig wird, wenn andere das nicht erkennen. Oder, was noch schlimmer ist, wenn Ausbilder etwas aus ihm machen wollen, was er schon zu sein meint. Wie fügen sich dann aber die folgenden Sätze in dieses Bild?

*Was mich immer sehr viel Selbstbeherrschung kostet, ist, wenn mir ein Vorgesetzter was sagt oder befiehlt, daß ich dann denke: „Das ist doch Quatsch!“ oder „Was der kann, kann ich auch (oder sogar - schon lange!)“ Oft denke ich mir auch: „Ein Glück, daß Liebe stumm ist“ !! - oder „Schweigen ist die Sprache der Liebe!“ [13.2.1944]*

Nach der Lektüre von fast einhundert Briefen habe ich mich an die zahlreichen Gedankensprünge gewöhnt. Hier aber stutze ich. Hans fühlt sich verkannt - aber was, um Gottes Willen, hat das mit Liebe zu tun? Was möchte er mit diesen von ihm zwischen Anführungszeichen gesetzten, also als Zitate gekennzeichneten Sätzen mitteilen? Da er anschließend wieder das Thema wechselt, halte ich inne. Wie bringe ich die Liebe in dem Bild unter, das ich mir bisher von ihm gemacht habe? Von welcher Liebe spricht er? Liebe zu seiner Mutter? Zu Gerda? Liebe zu den Idolen, zum Führer?

Ich kann nachvollziehen, dass es Hans schwer fällt, über seine Gefühle zu sprechen. Immer wieder ist jedoch der Drang zu spüren, das zu tun, was ihm sein Pflichtbewusstsein untersagt: einmal die eigenen Bedürfnisse in den Vordergrund zu stellen. Über seinen Hunger in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes spricht er viel. Seinen Hunger nach Anerkennung kann man leicht aus vielen Äußerungen herauslesen. Ebenso die Liebe zu seiner Mutter. Die üblichen Brieffloskeln: *Meine liebe Mutter! Liebes Gretchen!* Und am Ende: *Herzlichst grüßt u. küßt Euch Euer Hans.* 136 Liebesbekundungen. Aber weil seine Adressaten weder erwarten, dass er über Liebe spricht, noch ihm die sprachlichen Mittel vertraut sind und von einem SS-Soldaten gerade dieses am wenigsten verlangt wird, greift Hans auf Schablonen zurück. Und die werden ihm massenhaft geboten. Zum Beispiel unter dem Weihnachtsbaum oder in der Dunkelheit eines Kinos.

Weihnachten - das Fest der Liebe. Nein, das schreibt er nicht, sondern: *das Fest der Deutschen* [21.12.1942]. In keinem Brief ist seine Sprache so sperrig, so wenig spontan wie dort, wo es um das Weihnachtsfest in Dachau 1942 geht. Sehnsucht nach den *Lieben daheim*. Er vielleicht weit weg, *irgendwo in der weiten Welt, im Kameradenkreise*, aber immer mit den Gedanken an die, mit denen er das Fest der Deutschen in den ersten 18 Jahren seines Lebens gefeiert hat. Mit diesen Worten bekundet er seine Anhänglichkeit an die Menschen, die er liebt.

Ein Jahr später. Offenbar gibt es keine große Weihnachtsfeier wie 1942. Keine bewegendes Worte des Kompaniechefs. Kein Kameradschaftsabend mit vorbereiteten Beiträgen. Fast scheint Hans froh zu sein, dass er es hinter sich hat.

*Im großen und ganzen bin ich zufrieden gewesen. Jedenfalls ist unsere Weihnachtzuteilung an flüssigen und eßbaren Sachen sehr ansehnlich gewesen, besonders wenn man bedenkt, daß es das fünfte Kriegswihnachtsfest war.* [26.12.1943]

Im gleichen Brief beklagt Hans sich über den kulturlosen Gegner, der herzlos am Heiligen Abend Stellungen beschieße und Bomben abwerfe, der Langzeitzünder so programmiere, dass sie am *Fest der Deutschen* hochgehen. Hans Grieben als Goebbels Sprachrohr, wieder einmal. Der Gegner habe keinen *Funken Gefühl*. Die SS-Truppen deportieren, foltern und ermorden Kriegsgefangene und Zivilisten - aber sie feiern Weihnachten, sie haben Gefühle, tiefe sogar. Die pervertierte Innerlichkeit, die missbrauchten Gefühle werden für Kultur gehalten, werden den Deutschen zu- und dem Gegner abgesprochen. Wenn Hans also den Vorgesetzten und Ausbildern - natürlich nur stumm - das Wort *Liebe* entgegenhält, weil sie ihn verkannt haben, so meint er kaum die Liebe zu einer bestimmten Person. Er bezieht sich vielmehr auf etwas nicht Greifbares, Diffuses, etwas, das in seiner Werteskala einen hohen Rang einnimmt: die Fähigkeit zu tiefen Gefühlen. Die Manipulation hat sogar die emotionale Intimität erreicht.

Im Kino, sobald die Lichter erloschen sind, liefert Hans sich der Welt der Gefühle aus. 25 Filmtitel erwähnt er in seinen Briefen. Filme, die er in Brunn, Dachau und zahlreichen Truppenkinos sieht. Alle natürlich aus der Babelsberger Produktion, denn eine andere gibt es nicht. Liebesfilme der UFA führen das offiziell erwünschte Frauenbild vor. Frauen, die stumm leiden, wenn ihre Geliebten in den Krieg ziehen. Aber auch Männer, die stumm leiden, wenn die Pflicht sie ruft. Wie Viktor Staal als Oberleutnant Paul und Zarah Leander als Sängerin Hanna in *Die große Liebe*. - „*Ein Glück, daß Liebe stumm ist*“ !! - oder „*Schweigen ist die Sprache der Liebe!*“ - vielleicht hat Hans diese und ähnliche Sätze im Truppenkino gehört, aus dem Munde Attila Hörbigers, Paula Wesselys, Paul Klingers oder Kristina Söderbaums?

Die Filme waren mehr als eine seichte Ablenkung von den Belastungen des Krieges. Über Regisseure und Schauspieler, die im Dritten Reich Kinokarriere machten, missbraucht und manipuliert Joseph Goebbels Gefühle. Der totale Krieg erfasst die Herzen. Auch das Herz des SS-Sturmmanns Hans Grieben, der 1500 Kilometer nördlich des Reichspropagandaministeriums in einem Truppenkino Ablenkung sucht. Wenn er in seinen Bunker zurückkehrt, kann er sich sagen: Wir Deutschen sind zu tiefen Gefühlen fähig. Auch ich. Auch dafür würde ich kämpfen - wenn meine Vorgesetzten mich ließen. Zum Glück beherrsche ich die Kunst, der Alte zu bleiben: Meine Soldatentugenden darf ich nicht zeigen, meine tiefen Gefühle will ich nicht zeigen. *Schweigen ist die Sprache der Liebe!*

So panzert sich Hans zunehmend ein - und hält auch das für eine Tugend.

*Die körperlichen und geistigen Härten meines bisherigen Soldatenlebens haben aus meinem ohnehin dicken Fell fast einen Panzer gemacht, den ich noch nie als überflüssig befunden habe, z. Zt. am wenigsten!* [21.11.1943]

Inmitten der aussichtslosen Schlacht gegen überlegene alliierte Bodentruppen und Kampfflieger findet Hans einen freien Augenblick zum Schreiben. Er ringt sich ein paar Worte zum Geburtstag seiner Mutter ab, von denen er vielleicht glaubt, dass sie aufmuntern können.

*Ansonsten geht es mir noch gut. Bloß das Wetter könnte anders werden. Es regnet jetzt schon 2 Wochen in allen Tonarten. Hoffentlich habt ihr den gestrigen Tag ruhig und sorglos erleben können. [13.2.1945]*

Zehn Tage später stirbt er. Nach einer schweren Verwundung, die er gut vier Monate vorher erlitten hat. Nach einem Verwundetentransport über fast 4000 km. Langsam lege ich den letzten Brief aus der Hand. Mir stellen sich jetzt mehr Fragen als vor Beginn der Lektüre. Der Hauptdarsteller ist tot. Offenes Ende. Eine seltsame Leere hinterlässt die wochenlange, mühselige Beschäftigung mit den vergilbten Briefbögen, die sich jetzt vor mir stapeln. Solange ich las, vernahm ich die Stimme, spürte ich das Leben meines Onkels. Die mal mit Sorgfalt geschriebenen, mal in Eile hingekritzelten Buchstaben, Wörter, Sätze: einst übertrug sie eine Bleistiftspitze auf das Papier. Den Stift führte eine Hand, die wiederum von einem Gehirn gelenkt wurde, von einem lebendigen Bewusstsein, das Erlebtes mitteilen wollte oder verschweigen musste. Die Stimmen meines Onkels - das sind die blassen Linien auf dem Papier, die nun, 70 Jahre später, vor mir liegen. Oder sind es die Stimmen der anderen, das Dröhnen der gewaltigen Propagandamaschine? Die Schreie nach Vergeltung und Vernichtung, die Stimme des überall gegenwärtigen Todes?

*..., und wenn nicht hier und da Bäume mit abgeschossenen Kronen stehen würden - so wäre überhaupt nichts da, was auf unsere kriegerrische Zeit hinweisen würde. [30.7.1944]*

Gibt es Stimmen, die mir Hoffnung machen können? Ja, ich glaubte, sie immer wieder zu vernehmen. Worte über die Schönheit des Hochgebirges oder der karelischen Wälder. Das Bild des elterlichen Gartens - ein Gegenbild zu den zerschossenen Baumkronen, zum Leid und zur Destruktion des Krieges - führt sich Hans sich immer wieder vor Augen. Eine kaum vernehmbare Stimme des Friedens und des Lebens.

*Ich freue mich immer, wenn Du von Deinem Garten schreibst. Dann sehe ich Dich, wie Du zwischen den Beeten arbeitest oder wie Du vor einer Gruppe Blumen stehst und Dich freust. [22.6.1944]*

Das kann nicht der Topos der „heimischen Scholle“ sein. Die Gemüsebeete, die Hühner- und Kaninchenställe versorgten Mutter, Schwester und später auch den kleinen Neffen. Der Mythos von Blut und Boden stand dem Realitätssinn seines Elternhauses fern. Der Garten ist das Symbol einer Hoffnung, die weit weg von Bunkern und Maschinengewehren keimt. Im finnischen April 1944 wandern Hans' Gedanken angesichts der Kälte, der kahlen Birken und der Toten nach einem Gefecht in die Jägerstraße:

*Bei Euch ist jetzt sicher schon alles grün. [9.4.1944]*

Und vier Wochen später:

*Draußen schneit es, kalt pfeift der Wind um den Bunker; die Sonne hat sich heute aber auch nicht einen Augenblick sehen lassen. Bei Euch ist schon alles grün, bald blühen die Kirschbäume, und im Garten wird es langsam bunt. [4.5.1944]*

Zwar dominiert die abstoßende Härte, dominieren Stimmen, die den Kampf herbeisehnen und das Durchhalten fordern, aber dann tauchen plötzlich wieder ganz andere Bilder auf:

*Ich sitze in einem kleinen netten Bunker, habe gut zu Mittag gegessen, rauche eine Zigarre und bin zufrieden. Im Radio ertönt Grieg'sche Musik, gespielt von den Wiener Philharmonikern. [21.5.1944]*

Kleine Inseln im Ozean des mörderischen Krieges.

Mit fortschreitender Lektüre entwickle ich eine eigenartige Beziehung zu meinem Onkel. In meiner Vorstellung entsteht allmählich sein Bild, dessen Umrisse aber gleichzeitig wie hinter einem Schleier verschwimmen. Hans wäre heute, lebte er noch, über neunzig Jahre alt. Ich bin der Jüngere: der Altersunterschied eines Vierteljahrhunderts trennt uns. Hätte er den Krieg überlebt, so hätte auch er mich vielleicht mit Mecki angeredet, dem Spitznamen, der mir in der Kindheit anhaftete, weil es für Martin keine Verkleinerungsform gibt.

Aber als Leser seiner Briefe bin *ich* der Ältere. Zu mir spricht ein junger Mann, der mit dem Tunnelblick seiner pubertären Ideale, zusammen mit Millionen anderer Träumer, Verführter und Manipulierter seines Alters, ins Verderben läuft. Ich dagegen: geboren im Frieden, aufgewachsen mit der Kriegsangst und dem Wettrüsten des Kalten Krieges, konfrontiert mit der Schuld, der Scham und dem Schweigen der Überlebenden, alt geworden in einem zivilen Beruf. Wer wäre mein Onkel heute? Ich stelle fest, dass ich es nicht wissen möchte. Es ist eine sinnlose Frage. Es gibt auf sie keine Antwort, genauso wenig wie auf die Frage: Wer wäre ich 1942 gewesen?

„Mein Bruder war kein Mörder.“ Meine Mutter wiederholte diesen Satz stets, wenn jemand sie auf die SS-Zugehörigkeit ihres Bruders ansprach. Als fürchtete sie, man könne ihn auf diesen einen Aspekt reduzieren. Die Tätertypologie des Volksgerichtshofes war im Reichsjustizministerium geschrieben worden; später wurde sie vom Mordparagraphen im Strafgesetzbuch der Bundesrepublik Deutschland übernommen. Die Nationalsozialisten verbreiteten ein von Typen durchsetztes Menschenbild: der Mörder, der Volksschädling, der Slawe, der Arier, der Soldat. Warum verbarg meine Mutter die Briefe auf dem Grunde der Schublade? Warum fiel es ihr so schwer zu sagen: Ich hänge an meinem Bruder, aber ich weiß, dass er Unrecht beging, dass er zu Verbrechen angeleitet wurde, dass er tötete. Dennoch: ein Monstrum war mein Bruder nicht. Ich stehe trotz allem zu ihm und trauere um ihn. Fürchtete sie, etwas von ihrem Bruder könne auch in ihr sein? Das ist nicht abwegig, betonte die nationalsozialistische Ideologie doch immer wieder ihre abstrusen Lehren der Erblichkeit von Typeneigenschaften.

Heute könnte ich ihr sagen: dein Bruder war kein Monstrum. Gewiss, es gab unzählige SS-Soldaten, SS-Wachmänner, SS-Ausbilder, die dieses Wort verdienen. Hans deutet das für einen seiner Dachauer Ausbilder an. Monströs war alles, worauf sich das

System stützte: die Befehle, die Parolen, die Gesetze und Anordnungen, die oben ausgegeben und unten in blindem Kadavergehorsam aufgesogen und umgesetzt wurden. Monströs war die Manipulation zum Hass und zum Selbstopfer.

Jetzt liegt die Beschäftigung mit den vergilbten Blättern weit zurück. Die Briefe sind durchgearbeitet, gescannt, analysiert, nach Oranienburg zurückgekehrt, archiviert. In mir ist etwas zur Ruhe gekommen. Die vielen Splitter im Kaleidoskop erscheinen jetzt nicht mehr belanglos; sie korrespondieren miteinander; sie sind Teil eines Gemäldes geworden, das sich verändert und weiterentwickelt hat. Erst in der Gesamtschau vieler Briefe nehmen mein Onkel, seine Adressaten und sein Umfeld Gestalt an. Mein Onkel spricht in seinen Briefen zu Menschen, die mich erzogen haben: meine Großmutter, meine Mutter, mein Vater. Eine Verbindung ist entstanden, mein Onkel ist Teil meiner Erinnerung geworden, er gehört jetzt zu mir.

So ist es besser.

## 2. Oranienburg, Jägerstraße

Oranienburg, 2008. Ich biege in die Straße der Nationen ein. Einfamilienhäuser links und rechts, hinter schmalen Vorgärten, ansehnlich gestrichen die meisten, wenige noch im tristen Einheitsgrau aus DDR-Zeiten. Der Reisebus hinter mir muss seine Fahrt verlangsamen, denn ich suche die Hausnummern ab. Vor einem zweigeschossigen Wohnhaus halte ich schließlich, helfe meiner Mutter beim Aussteigen und schaue dem Bus nach, der jetzt vorbeifahren kann. Schülergruppen, die zur Gedenkstätte des Konzentrationslagers Sachsenhausen am Ende der Straße gebracht werden. Der Blick meiner Mutter wandert über den Vorgarten, in dem Franzosenkraut und Beifuß wuchern, über die ungeschnittene Hecke, unter der sich Giersch ausbreitet, und bleibt auf der Fassade ruhen, die seit Jahrzehnten keine Farbe gesehen zu haben scheint. Hier also hatte sie die ersten 24 Jahre ihres Lebens verbracht, ehe sie Oranienburg fluchtartig verließ. Hier wuchs mein Onkel Hans, ihr Bruder, auf. Meine Mutter öffnet nach über 60 Jahren zum ersten Mal wieder die Gartenpforte. - Heute, sechs Jahre später, weiß ich: Hier nahmen sie und meine Großmutter einst die Briefe aus der Hand des Postboten entgegen, die jetzt vor mir liegen, sahen sich die Motive der Ansichtskarten an, z.B. im Dezember 1943: *Ansicht des SS-Lagers Dachau, Eicke-Platz*. Auf Stempeln lasen sie: *München - Hauptstadt der Bewegung* und *Der Rundfunk bringt Unterhaltung, mehrt Wissen!* Absender: *SS-Schütze Hans Grieben, SS-Sonderkommando „K“ / Dachau bei München*.

Damals hieß die Straße der Nationen noch Jägerstraße.

Juli 1942. So könnte es gewesen sein: Margarete, meine Mutter, 21 Jahre alt, steht mit ihrem 17-jährigen Bruder Hans hinter dem Gartenzaun ihres Elternhauses. Sie blicken schweigend auf den langen Zug der Häftlinge, der sich vom Konzentrationslager am Ende der Straße kommend in Richtung Stadt bewegt. Einige Frauen, so auch meine Großmutter, unterbrechen nur kurz ihre Gartenarbeit, um hinzuschauen. Sie wissen, dass man die Männer zum Arbeitseinsatz in eine der Fabriken bringt, z.B. in die Auer-Werke, und dass sie am Abend wieder zurückkommen werden. Sie wissen auch, dass die Aufseher schießen würden, wenn jemand Anstalten machte, aus der Reihe auszuscheren. Die Männer in KZ-Kleidung singen, denn man hat ihnen ein Lied befohlen - das erzählt mir meine Mutter, als wir vom Vorgarten aus in Richtung Konzentrationslager schauen. Beim Besuch der Gedenkstätte möchte sie mich nicht begleiten.

Juli 1930. Ein heißer Sommertag, die Luft flimmert über der Jägerstraße. Mehrere Mädchen, unter ihnen die neunjährige Margarete, springen über Linien, die sie mit einem kräftigen Ast im Sand gezogen haben. Hier und da ein Wohnhaus, große Gemüseärten, dahinter und am Ende der Straße breitet sich märkischer Wald aus. Plötzlich Schreie vom Nachbargrundstück. Ein Fünfjähriger hastet auf die Straße, zwei ältere Jungen sind ihm auf den Fersen. Fast haben sie ihn erreicht, da wirft sich ein blondes Mädchen mit langen Zöpfen dazwischen. - Wenn es um ihre und Hans' Kindheit ging, zeigte sich meine Mutter auskunftsfreudig. Ein unruhiges Kind sei ihr

Bruder gewesen. Konnte nicht stillsitzen. Immer provozierte er die Großen in der Straße. „Heraushauen musste ich ihn dann.“ Die vier Jahre ältere Margarete in der Rolle des Schutzengels, die starke, große Schwester - so sah sich meine Mutter noch 78 Jahre später, als wir gemeinsam von der Gartenpforte aus auf die Jägerstraße schauten.

Jägerstraße. Paradies und Hölle. Beglückende Erinnerungen. Schweigen. Scham.

Hans' Briefe enthalten zahlreiche Hinweise auf seine Heimatstadt im Norden Berlins. Wenn er feststellt, *Die meisten Unterführer hier kennen auch Oranienburg* [5.8.1942], so verwundert das nicht; denn dort befanden sich das „logistische Zentrum“ und Ausbildungseinrichtungen aller Konzentrationslager des NS-Regimes.

Ich weiß nicht, wann ich erfuhr, dass sich das Elternhaus meiner Mutter und meines Onkels in unmittelbarer Nachbarschaft des KZ Sachsenhausen befand. Wahrscheinlich war das in den siebziger Jahren. Erst sehr spät, nämlich im Rahmen der Recherchen für die Geschichte meines Onkels, erfuhr ich, dass die physische Nähe meiner Familie zu den nationalsozialistischen Folterstätten noch viel beklemmender war, als ich angenommen hatte. Hans' Großvater väterlicherseits, mein Urgroßvater Carl Grieben, war eine in seiner Heimatstadt bekannte und angesehene Persönlichkeit. Im Herzen Oranienburgs, einen Steinwurf vom Schloss und von der Havelbrücke entfernt, lag das Gelände der „Münchener Bräuhaus Aktiengesellschaft“, deren Geschäftsführer er war. Überquerte man den Hof, stand man vor dem Wohnhaus der Familie Grieben, einem stattlichen zweigeschossigen Gebäude mit einem gewaltigen Walmdach über einer schlichten klassizistischen Fassade. Mein Urgroßvater starb 1926, sodass er nicht mehr erleben musste, wer einmal in die Brauerei und das Wohnhaus einziehen würde. Ein sieben Jahre später aufgenommenes Foto zeigt den Eingang zu dem Gelände. Zwei SA-Männer in Schaffstiefeln und mit geschultertem Gewehr bewachen ein etwa zweieinhalb Meter hohes, zweiflügeliges Holztor, über dem man auf einem Schild lesen kann: *Konzentrationslager der Standarte 208*; darüber prangen der Reichsadler und das Hakenkreuz. Es handelte sich um das erste KZ in Preußen, das bereits ein gutes Jahr später wieder geschlossen wurde, denn sehr schnell wurde der Terror ausgedehnt und perfektioniert. Es entstand das KZ Sachsenhausen am Ende der Jägerstraße, auf einem Waldgebiet, das bis dahin der Spielplatz von Carl Griebens Enkeln gewesen war. Meine Mutter liebte es, Anekdoten von ihrem Großvater Carl zu erzählen, die teilweise im Wohnhaus in der Berliner Straße spielten. Als sie 13 Jahre alt war, wurden dort Häftlinge von den Wachmannschaften gefoltert und ermordet, unter anderen der Schriftsteller Erich Mühsam. Das erfuhr ich 80 Jahre später.

Carl Griebens Kinder hießen Margarete und Hans. Letzterer, mein Großvater, heiratete 1914 Luise Saß, die Tochter eines Oranienburger Tischlermeisters, und bezog mit ihr eine Wohnung im Erdgeschoss ihres Elternhaus in der Jägerstraße, wo sich auch die Werkstatt seines Schwiegervaters befand. Hier wurden meine Mutter und mein Onkel geboren, die, der Familientradition folgend, ebenfalls auf die Namen Margarete und Hans getauft wurden.

Kurz nachdem die Nationalsozialisten die Macht in Berlin übernommen hatten, wurden Margarete und Hans in deren Jugendorganisationen aufgenommen: meine Mutter in den Bund deutscher Mädel, mein Onkel in das Jungvolk. Der Überfall auf Polen 1939, der den zweiten Weltkrieg einleitete, änderte zunächst wenig im Leben der Familie Grieben. Dann aber kam das Jahr 1942. Es wurde für meine Großmutter Luise ein Jahr der Verluste. Ihr Mann, mein Großvater Hans, starb im April an den Folgen einer Infektionskrankheit und einer hausärztlichen Fehldiagnose. Im gleichen Jahr starb auch ihre Mutter, meine Urgroßmutter Anna Saß, die mit Tochter und Schwiegersohn unter einem Dach gelebt hatte. 24 Jahre vorher war Anna Saß Witwe geworden: Die Spanische Grippe hatte 1918 den Tischlermeister Ludwig Saß dahingerafft. Nun drohte meiner Großmutter ein weiterer Verlust: Ihr Sohn wollte die Schule ein Jahr vor dem Abitur verlassen und Soldat werden, um seinen Traum vom Fronteinsatz zu verwirklichen.

Meine Mutter war da bereits verlobt. Im August 1942 heiratete sie meinen Vater, den Lehrer und Wehrmachtsoffizier der Reserve Gerhard Dieckhoff. Das Paar wurde von meinem Großvater Gottfried Dieckhoff, Gemeindepfarrer im Ruhrgebiet, getraut. Wenige Tage vor der Hochzeitsfeier war die Nachricht eingetroffen, dass der jüngste Bruder des Bräutigams (der ebenfalls Hans hieß) in Südrussland gefallen war - im Alter von 19 Jahren. Die Trauerfeier fand am Vortag der Hochzeit statt. Mein Vater erhielt Fronturlaub für die Hochzeitsreise, die meine Eltern nach Binz auf Rügen führte. Danach kehrte er zu seiner Einheit nach Frankfurt/Oder zurück, wohin ihm meine Mutter im Oktober folgte. Nun war meine Großmutter allein.

Das Bild meines Großvaters, des Justizinspektors Hans Grieben sen., muss ich mir aus dem zusammensetzen, was meine Mutter erzählte. Nach ihrem Vater gefragt, kramte sie immer wieder die gleichen Geschichten aus ihrer Erinnerung hervor. Wie die, in der sie ihm auf der Straße entgegenläuft, wenn er aus dem Gericht nach Hause kommt, wie er sich abends an ihr Bett setzt, eine Kerze anzündet und Erlebnisse aus *seiner* Kindheit erzählt, von seinem Elternhaus, von seinem Vater, dem lebensfrohen Kaufmann und Brauereiverwalter Carl Grieben, der ihn wie später auch die Enkelkinder Hans und Margarete in seiner Kutsche zu Kundenbesuchen mitnahm.

Mein Großvater muss viele Freunde gehabt haben. Meine Mutter erzählte davon, wie sie als Mädchen stolz gewesen sei, ihn „im Kreise gestandener Männer“ zu sehen. Er habe sonntägliche Ausflüge organisiert, die stets in einem attraktiven Ausflugslokal endeten, wo man sich mit Freunden oder Verwandten zu Kaffee und Kuchen verabredet hatte oder wo er mit meiner Großmutter Luise tanzte.

Aber es gab nicht nur anrührende Anekdoten aus Kindheitstagen. Meine Mutter schilderte ihren Vater als einen Menschen, den der dumpfe Nationalismus der Nazis abstieß. Ein Rebell schien er danach zwar nicht gewesen zu sein, aber auch kein Opportunist. Er habe sich geweigert, in die NSDAP einzutreten, und es in Kauf genommen, dass das seinem beruflichen Aufstieg schadete, ja, dass er von Bekannten als „Vaterlandsverräter“ beschimpft wurde. Wie muss es diesen dem Leben

zugewandten Menschen belastet haben, wenn er in seiner Funktion als Gerichtsbeamter beim Vollzug demütigender, menschenverachtender Maßnahmen mithelfen musste. Wenn er z.B. in das nahe Konzentrationslager geschickt wurde, um einem Häftling ein gegen ihn verfügtes Scheidungsurteil zu verkünden. Dieser habe sich den Urteilsspruch stehend anhören müssen, den Rücken meinem Großvater zugewandt. Meine Großmutter wusste davon; meine Mutter erfuhr es nach dem Krieg von ihr und erzählte es mir ein halbes Jahrhundert später. Was ich hörte, ging mir sehr nahe, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes: Was ich weit weg gewöhnt hatte, rückte plötzlich nah an mich heran und bedrückte mich, den Enkel. Welche seelischen Wunden muss diese grausame Behandlung dann erst bei allen unmittelbar Betroffenen hinterlassen haben?

Mein Großvater hatte als Soldat im Ersten Weltkrieg gedient. Er muss mindestens 27 Jahre alt gewesen sein, als man ihn einzog. Damit war er zehn Jahre älter als sein Sohn zum Zeitpunkt des Eintritts in die SS. Er konnte eine abgeschlossene Berufsausbildung für den gehobenen Beamtenstand und eine Anwärterstelle am Amtsgericht seiner Heimatstadt vorweisen. Natürlich gibt es das übliche Fotografenbild, auf dem er etwas steif und ernst in der Ausgehuniform eines preußischen Kürassiers posiert. Nicht zu übersehen: der Verlobungsring an der linken Hand. Man hatte mir zwar gesagt, dass er auf die Teilnahme am Krieg stolz gewesen sei, wie so viele seiner Generation. Aber - was sagt das schon? Sollte er tatsächlich den Krieg anfangs bejubelt haben, so kehrte er mit Sicherheit ernüchtert nach Oranienburg zurück. Ihm wird klar geworden sein, dass ein Krieg im 20. Jahrhundert nicht von Einzelkämpfern, sondern durch den Einsatz einer gewaltigen Kriegsmaschinerie entschieden wird.

Besonders bewegt hat meine Mutter offenbar ein Kriegserlebnis ihres Vaters, das er seinen Kindern gern erzählte. Er habe nachts in einem Schützengraben gelegen, im Elsass, und einen sehr jungen Soldaten, der fast noch ein Kind war, weinen gehört. Mein Großvater - wohl über zehn Jahre älter - habe ihn zu sich geholt, um ihn zu beruhigen und zu trösten. Unter Tränen habe der Junge gestammelt: „Es ist doch ganz egal, ob ich Deutscher oder Franzose bin. Ich will nur zuhause sein.“ Das war sicher auch der Wunsch meines Großvaters. Er wollte zurück zu seinen Eltern, zu seinen vielen Freunden, zu seiner Verlobten Luise Saß.

Im April 1942 starb mein Großvater. Bereits einen Monat später beantragte sein Sohn die Mitgliedschaft in der NSDAP - er war siebzehn und noch Schüler - und bewarb sich gleichzeitig bei der Waffen-SS, der er ab August 1942 angehörte. Da er das Abitur noch nicht erreicht hatte, musste die Schule ihm ein Abgangszeugnis mit einem sogenannten „Reifevermerk“ ausstellen. - Im Februar 1945, zwei Wochen vor *seinem* Tod, bereits an der Westfront, im Elsass, veranlasste ihn etwas, an den im Schützengraben weinenden Soldaten zu denken: *Siehe Vatis Kriegskamerad!* [8.2.1945]

Meine Mutter liebte ihren Vater. „Und deine Mutter?“ Lange dachte sie nach, bevor sie antwortete. Ja und nein. Sie wisse es nicht. Ihre Mutter sei immer im Hintergrund

geblieben, immer irgendwie anwesend und doch nicht nahe. Sicherheit habe sie gegeben - aber Liebe?

Was hätte ihr Bruder auf solche Fragen geantwortet?

Über Hans' Verhältnis zu seinem Vater erfahre ich nichts. Zwar gedenkt er am 16. April der Jahre 1943 und 1944 des Todestages -

*Heute, an Vatis Sterbetag, habe ich mich hingesetzt, um an Dich zu schreiben.*  
[16.4.1944]

- aber weitere Äußerungen gibt es nicht. Welche Kommentare über seinen Vater mochte Hans in der Hitlerjugend gehört haben? Wie mochte sein Vater darauf reagiert haben, dass die SS-Propaganda ihre Schlingen bis in seine Familie ausgelegt hatte und sein Sohn bereits hineingetreten war?

Und seine Mutter? Hans behandelt sie in den Briefen mit einer Mischung aus Vertraulichkeit, Anbetung und Herablassung. Es sprechen zu seiner Mutter der pubertäre Sohn ebenso wie der junge Erwachsene, der sich zu Höherem erwählt glaubt. Ein etwas ungelinktes Gedicht, das der Achtzehnjährige seiner Mutter aus dem Arrest schickt, den er während seiner Ausbildung in Brünn absitzen muss, beginnt und endet wie ein Liebesgedicht:

*Warum ich hier wohl sitze, / das ist ganz einfach, Schatz! [...] So sitz ich hier im Bunker / und denke oft an dich.* [13.11.1942]

Das Foto, das er bei sich trägt, zeigt seine Mutter als junges Mädchen. Das fällt ihm auf, und er bittet um ein aktuelles:

*Gretchen könnte übrigens eine Aufnahme von dir machen. Ich habe zwar ein Bild von Dir; aber das ist schon 38 Jahre alt; es zeigt Dich als Konfirmandin.* [19.11.1942]

Sicherlich kommen die Frauen dieser Bitte nach; Fotos werden ja ständig hin- und hergeschickt und kommentiert.

Meine Großmutter war keine Frau, die ihre Gefühle spontan kundgab. Diesen Wesenszug hatten ihre Kinder übernommen, der Sohn sicher noch mehr als die Tochter. Ich nehme an, dass meine Großmutter, wie alle Eltern, um die Gesundheit des Sohnes besorgt war, Ernährung eingeschlossen. In vielen Briefen wird sie ihn danach gefragt haben, denn während des ersten Jahres, also der Zeit, die Hans in den SS-Übungslagern von Brünn und Dachau verbringt, beruhigt er seine Mutter ständig mit Hinweisen auf die ausreichende Verpflegung. Erst in den Briefen aus Finnland tritt dieses Thema zurück. Trotzdem spiegeln auch sie die Befürchtungen einer Mutter wieder, deren Sohn sich ihrer Einflussphäre entzogen hat:

*Was meinen körperlichen Zustand betrifft, so brauchst Du Dich nicht zu beunruhigen. Ich sehe wohler und munterer aus als je. Das macht das nicht mehr allzu bewegte Leben in der Waldluft, das in letzter Zeit ziemlich normal verlief, sodaß auch die Verpflegung ausreichend ist.* [16.5.1944]

*Was Dich genau so freuen wird wie mich: es gibt hier reichlich Blaubeeren und Multbeeren. Letztere wachsen nur hier oben, sie haben Himbeergröße, bleiben aber auf der Erde mit ihren großen, dicken Blättern; sie sind erst weiß, dann rot und schließlich wachsgelb und genießbar. Geschmack ähnelt eingemachten Birnen. Im übrigen sind mir in den letzten Wochen ab und zu Radieschen, Rettiche, Endiviensalat und Schnittlauch in die Hände gefallen, wenn auch in geringen Mengen. Also über Vitaminmangel brauche ich mich nicht zu beklagen. Auch Du brauchst mich nicht bedauern. [6.8.1944]*

Die Briefe des Sohnes lassen erkennen, dass man sich in der Jägerstraße noch ganz andere Sorgen macht. Sicherlich spricht man dort über die Risiken eines Kampfeinsatzes. Der Krieg fordert ja zunehmend Opfer unter den Bekannten und in der weiteren Familie. Weil Hans seine Mutter verlässt, gerät er in einen Konflikt, den er in vielen Briefen vor allem des ersten Jahres nicht verbergen kann. Den Einflüssen der Hitlerjugend mit ihrer Front- und Kriegsheldenglorifizierung steht die Bindung an eine Familie gegenüber, in der man sich um sein Leben ängstigt. Schon am dritten Tag nach dem Eintreffen in Brünn versucht Hans einer Befürchtung entgegenzutreten, von der man daheim wohl oft redete, nämlich die, dass SS-Soldaten eine geringere Überlebenschance hätten als Wehrmachtsangehörige.

*Im übrigen stimmt es gar nicht, daß die SS-Soldaten schneller an die Front kommen als die anderen. Das Heer hat eine 6-wöchige Grundausbildung (Infanterie), die Waffen-SS eine 8 - 12-wöchige. [3.8.1942]*

Am Ende dieser vier Ausbildungsmonate, als es um die Frage geht, wohin man Hans versetzen wird, greift dieser die Ängste seiner Mutter wieder auf.

*Meine liebe Mutti!*

*Jetzt ist endlich der langersehnte Zeitpunkt gekommen. [...] Du wirst wohl leise erschrecken, aber einmal muß es ja sein u. Du kannst es mir glauben: Für mich und meine Zukunft ist es besser, wenn ich 1. von hier wegkomme u. 2. dahin komme, wohin zu kommen ich bis jetzt nur vermuten darf. [29.11.1942]*

Eine Woche später hat Hans Klarheit. Der lang ersehnte Kampfeinsatz kommt nun doch nicht; stattdessen die Fortsetzung der Ausbildung in Dachau, von wo aus er seiner Mutter die beruhigende Nachricht schicken kann.

*Meine liebe Mutti!*

*Nun bin ich endlich versetzt u. bin doch noch nicht draußen. Das zu Deiner Beruhigung! Mit Einsatz ist in den nächsten Wochen, vielmehr Monaten auch nicht zu rechnen. [6.12.1942]*

Am Ende der Dachauer Zeit stehen meine Großmutter und meine Mutter wieder einmal vor der Ungewissheit, welches die zukünftige Verwendung ihres Sohnes bzw. Bruders sein werde. Hans' Befürchtung ist ihre Hoffnung:

*Liebe Mutti! Liebes Gretchen!*

*Vor 1 Woche glaubte ich noch, jetzt bereits in Frankreich oder im Osten zu sein. Aber lange kann es nicht mehr dauern. [...] Es ist möglich, daß wir von hier erst zum*

*Ersatztruppenteil dieser Division nach Salzburg kommen. Das freut Euch wieder mehr als mich. [20.3.1943]*

Dann Finnland. Für Hans eine Enttäuschung, denn seine Einheit operiert nicht in der Kampflinie. Aber die Einschläge rücken näher, Tod und Verwundung halten zunehmend ihren Einzug in die Korrespondenz. Hans greift wieder einmal, scheinbar verständnisvoll, die Sorgen der Mutter auf, kann aber den Vorwurf kaum verbergen, sie stehe nicht voll hinter den nationalsozialistischen Idealen. Statt auf den Führer beruft er sich auf Friedrich Schiller:

*Auch Walter Friszewsky, der schwer verwundet in Bad Neuenahr liegt, schrieb mir vom Heldentod verschiedener Kameraden. Liebe Mutti, Du kannst beruhigt sein, daß es mir gut geht. Du hast ganz recht, es hängt alles von der Kaltblütigkeit eines Augenblicks oft ab. Hoffentlich kann ich oft solche Augenblicke erleben, denn: „Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein.“ Du wirst das vielleicht verstehen, aber ob Du es auch einsiehst, weiß ich nicht. [23.6.1943]*

Ein mehrwöchiger Urlaub unterbricht den Einsatz in Finnland. Hans denkt im ersten Brief danach an das Kaninchen zurück, das die Mutter großgezogen und zum Abschied für ihn geschlachtet hatte. Was in den Wochen davor in der Jägerstraße geschah, worüber gesprochen und geschwiegen wurde und wie sich die Beziehung zwischen dem vorübergehend heimgekehrten Sohn und meiner Großmutter entwickelte, werde ich nie erfahren. Die Sorge um sein Leben tritt in den Briefen zurück. Vielleicht hat die Mutter resigniert, weil sie gemerkt hat, dass ihre Ängste den Sohn nicht erreichen. Wahrscheinlich hat sie jetzt vor dem selben Feind Angst, der auch im hohen Norden für beunruhigende Nachrichten sorgt: vor der Roten Armee, oder wie es offiziell heißt, vor den Bolschewisten. Der Feind ist in greifbare Nähe gerückt, hat jetzt einen Namen. Wieder einmal will Hans sie beruhigen:

*Über Deine Annahme, daß im Wald der Iwan sitzt, weil wir hier so auf einer kahlen Stelle liegen, habe ich gelacht. So schlimm ist es bestimmt nicht! [21.11.1943]*

Hans greift andere Sorgen auf, so dass ich ahne, was meine Großmutter während der Urlaubswochen ihres Sohnes beunruhigt hat. Die Rückkehr in sein Heimatstädtchen hatte dieser sich vermutlich anders vorgestellt. Vielleicht hatte er gehofft er, von heldenhaften Fronteinsätzen berichten oder mit einem steilen Karrierestart glänzen zu können. Nichts davon ist eingetreten. Seiner Mutter sollte es eigentlich recht sein, denn ihr Sohn hat die ersten zwölf Monate seiner Soldatenzeit überlebt. Trotzdem, da scheint es etwas zu geben, was sie beunruhigt. Ich könnte mir vorstellen, dass sich im Urlaub eine fatalistische Haltung andeutet, die sich in den Briefen danach zunehmend bemerkbar macht. Versucht Hans, seine Frustration im Alkohol zu ertränken? Sieht die Mutter hier eine neue Gefahr?

*Deine größte Sorge, mein Verhältnis zum Alkohol, ist unangebracht. Soviel, daß man davon krank werden könnte, gibt es hier nicht auf einmal. Also sei in dieser Beziehung beruhigt! [21.11.1943]*

Damit ist das Thema nicht aus der Welt.

*Jetzt, 3 Stunden vorm Beginn des neuen Jahres, wird aller Ärger und Verdruß des Jahres 1943 heruntergespült (und das war nicht wenig), die schönen Tage und Stunden lassen wir hoch leben. Aber, liebe Mutti, Du brauchst keine Angst zu haben; denn die ersten zwei Stunden des Jahres 1944 steht Strm. Grieben eisern Posten, und zwar so, als ob er vollkommen trocken wäre. Dafür bin ich ja Soldat! [31.12.1943]*

Die Mutter kann sich an den Strohalm klammern, dass dieser zermürbende Einsatz in Finnland mit Arbeitsdienst und Spähtruppllaufen, dieses „ewige Warten“, die Überlebenschancen ihres Sohnes vergrößert, aber sie weiß auch, wie er unter diesem Zustand leidet. Er gibt das natürlich nicht zu; stattdessen bastelt er sich seine eigene Lebensphilosophie zurecht, um ihr einen Rest an Optimismus zu vermitteln.

*Du erzählst so schön vom Warten. Ich muß Dir sagen, daß mir Warten immer dann schwer fällt, wenn auch nicht die kleinste Gelegenheit besteht, mich mit irgendwas zu beschäftigen. Und das war bisher selten der Fall. Wahrscheinlich denkst Du, - ich las das zwischen Deinen Zeilen -, daß ich unzufrieden bin, weil ich noch nicht weiter in meiner Laufbahn bin. Ja, so habe ich noch vor einem Jahr gedacht, aber heute bin ich zu der Erkenntnis gekommen, daß es nie verkehrt ist, lange als Mann im Glied zu stehen und sich seine sämtlichen Vorgesetzten und auch Kameraden genau von allen Seiten zu betrachten. Dabei lernt man mehr, als wenn man 100 Bücher lesen würde.*

*Und außerdem geht es ohnehin nicht so schnell; wenn ich mir unsere Führer in der Abt. ansehe, von denen der größte Teil z. Zt. im Lazarett liegt, so sage ich immer wieder, daß die, welche nicht zu schnell ihren Degen bekommen haben, doch noch am besten ihre Aufgaben meistern. Junge Dachse, wie sie neuerdings hier herumlaufen, d.h. in unserer Abt. nicht, werden sowieso nicht für voll genommen. In unsere Kp. ist jetzt ein alter Kp. Angehöriger als Standartenoberjunker zurückgekommen; seit 40 ist er Soldat, seit März 43 Unterführer. Es ist zwar schwer für ihn, seine ehemaligen Kumpels richtig zu behandeln, aber er hat schon den richtigen Weg eingeschlagen. [23.5.1944]*

Nein, Hans will nicht bedauert oder gar bemuttert werden. Im Gegenteil, er glaubt, die Rolle des Mannes in der Familie übernehmen zu müssen, wenn auch nur mit Ratschlägen aus der Ferne. So legt er seiner Mutter nach dem Stalingraddesaster die Lektüre des SS-Wochenblattes nahe - als Heilmittel gegen Zweifel an einem positiven Ausgang des Krieges:

*Ich lege Dir einen Ausschnitt aus dem „Schwarzen Korps“ bei, damit Du, was hoffentlich überflüssig ist, wieder moralischen Mumm in die „Knöchlein“ bekommst! [20.2.1943]*

Selbst in Fragen des Alltags mischt Hans sich ein. Im März 1944 berichtet die Mutter ihm von ihren gesundheitlichen Problemen. Postwendend antwortet er mit einer Therapieempfehlung, die in der Forderung gipfelt: Mutter, höre auf deinen Sohn.

*Daß Dein Herz manchmal etwas faul ist, ist ganz logisch. Du mußt halt von selbst ab und zu mal „nach Kräften“ ausspannen, ohne daß Dein Herz Dich darauf aufmerksam machen muß. Ich dachte nun, daß Du Dich im Winter anständig erholt hast, aber wie [ich] bemerken muß, ist dem nicht so! Also halte in dieser Beziehung die Ohren steif und senkrecht! [28.3.1944]*

Diese Fernberatung hört sich nicht so an, als ahne Hans, dass die Herzprobleme auch etwas mit der psychischen Dauerbelastung, der seine Mutter seit 1942 zunehmend ausgesetzt ist, zu tun haben könnten.

Auch Erziehungsratschläge erteilt er. Dass Schläge unerlässlich seien, ist für ihn normal, wie für viele seiner Generation. Im Arrest denkt er anerkennend an die Bestrafungen in seiner Kindheit zurück:

*Als ich noch klein war, wußtest Du schon, warum Du mir bei oft gegebener Gelegenheit die Hosen stramm zogst [...]. [13.11.1942]*

Und er ist sicher, dass Sohn und Tochter den Erziehungsstil der Mutter einmal übernehmen werden.

*In absehbarer Zeit wirst Du ja wohl die Erziehungskünste Deiner Tochter beobachten und dich an ihnen ergötzen können. In ein paar Jahren werde auch ich Dir dann dieses Vergnügen bereiten. [13.11.1942]*

Über die Entwicklung des Neffen, der im Mai 1943 zur Welt kommt, als Hans bereits in Finnland stationiert ist, erstattet meine Großmutter ihrem Sohn oft und ausführlich Bericht. Dieser antwortet, und seine Wortwahl verrät, was er von der Entdeckung des eigenen Willens beim gerade fünf Monate alten Säugling hält -

*Was macht Hänschen? Bockt er noch so? [7.10.1943]*

und man amüsiert sich gemeinsam über eine Kinderei des 13 Monate alten Neffen:

*Also Hänschen hat sein Bett gestrichen. Schade, das hätte ich sehen mögen. Na, vielleicht habe ich das Glück im Urlaub. Oder ist er so belehrt worden, daß ein Wiederholungsfall ausgeschlossen ist? [26.4.1944]*

Es versteht sich, was Hans mit „Belehrung“ meint. Hier sind sich meine Großmutter und mein Onkel vermutlich einig.

Meine Großmutter starb, als ich 13 Jahre alt war. Ich erinnere mich nicht, dass sie jemals über ihren Sohn gesprochen hätte. War er nach dem Krieg ein Thema zwischen den beiden Frauen, die ihm am nächsten gestanden hatten, zwischen ihr und meiner Mutter? Auch das weiß ich nicht. Die wichtigsten Zeugnisse seines kurzen Lebens, die Briefe, waren sieben Jahrzehnte lang den Blicken aller entzogen. Sichtbare Erinnerungen waren ein paar Fotos, die beiden aus Finnland nach Oranienburg gesandten Souvenirs und ein Bild, das Hans wohl im Grundschulalter seiner Mutter zum Geburtstag geschenkt hatte. Man sieht eine Fantasielandschaft, sauber aus verschiedenfarbigen Papieren ausgeschnitten und auf einem DIN-A-4-Blatt angeordnet: eine einsame Hütte an einem Teich in hügeliger Landschaft, ein Zwerg mit spitzer Kappe, ein roter Pilz, links und rechts je ein Laubbaum mit dickem Stamm, im Hintergrund blaue Tannen. Über allem ein Vogelschwarm und eine hinter einer weißen Wolke halbversteckte Sonne. Darunter: *Herzlichen Glückwunsch! Hänschen*. Vielleicht hatte die große Schwester bei der Anfertigung des Geschenkes geholfen?

Nachdem ich einmal den Wechselrahmen von der Wand genommen und seine Rückseite entfernt hatte, fielen mir zwei weitere Blätter in die Hände, die meine Mutter unter die Landschaft mit Zwerg und Hütte gelegt hatte. Zunächst ein Bild für einen anderen Geburtstag, diesmal datiert: 1932, und signiert: *Dein Hänschen*. Ein blauer Sessel mit hoher Rückenlehne lädt die Betrachterin dazu ein, an einer gedeckten Kaffeetafel Platz zu nehmen. Unter der geblühten Decke ragen vier gedrechselte Tischbeine hervor - ganz offensichtlich handelt es sich um den von meinem Urgroßvater hergestellten Esstisch, an dem ich ein Vierteljahrhundert später spielte und meine Hausaufgaben erledigte.

Als Passepartou diente die weiße Rückseite eines weiteren Bildes, diesmal kein Werk des kleinen Bruders, sondern ein Kunstdruck nach dem Ölgemälde eines weit Größeren: „Der Märchenwald“ von Edvard Munch. Im Bildmittelpunkt zwei Kinder, die auf eine nächtliche Waldkulisse zugehen, die sich bedrohlich und undurchdringlich vor ihnen auftürmt. Sofort lassen sie an Hänsel und Gretel denken. Am unteren Bildrand eine erwachsene Person, die dem Betrachter den Rücken zukehrt und den Kindern hinterherblickt. War es Zufall, dass meine Mutter sich dieses Bild erhalten wollte, wenn auch versteckt und einer neuen Nutzung zugeführt? Sah sie etwas von ihrer Familie in diesem Märchenwald, etwas, das über die Namensgleichheit hinausging?

Hänsel und Gretel finden nicht den Weg zurück zu ihrem Elternhaus und irren orientierungslos umher. Ein Häuschen, vielleicht eher eine Hütte, verspricht zunächst den ersehnten Schutz, erweist sich aber umgehend als Falle. Die Geschwister entkommen der Hexe, weil Gretel einen klaren Kopf bewahrt, kehren heim und versöhnen sich mit dem Vater. Hans und Margarete dagegen haben *keine* gemeinsame Zukunft. Als ihr Vater stirbt, ist der siebzehnjährige Sohn den Verführern schon ins Netz gegangen, ist der Weg in den unermesslich tiefen Wald des „totalen“, des ausweglosen Krieges vorgezeichnet. Den Verlockungen und Versprechungen der Hexe kann Hans nichts entgegenhalten; kein Gretchen kann ihn retten, „herausheulen“. Das dornige Gestrüpp hinterlässt auch auf ihrer Haut Kratzer, brennende, schmerzende Wunden. Sie verlässt den Wald ohne ihren Bruder. Die Wunden verbirgt sie, viele heilen ab. Sie wird vierfache Mutter - ich bin ihr drittes Kind - und überlebt ihren Bruder um 69 Jahre.

Mit den drei Blättern, die in jenem Wechselrahmen untergebracht waren, hat sich meine Mutter vielleicht das Bild ihres Brudes bewahrt, das sie so sehr liebte und das sie gleichzeitig beunruhigte: das Bild eines heiteren, kreativen, ihr wesensähnlichen Jungen, den sie dann leider nicht mehr beschützen konnte, weil er sich von ihrer Hand gerissen und in den Wald vorangestürmt war.

Die Geschwisterähnlichkeit ist auf allen Fotos sichtbar: schlanke, athletische Statur und ein Gesicht, das weniger durch Schönheit als vielmehr durch seine Offenheit für sich einnimmt. Helle Augen unter nur wenig geschwungenen Brauen, gerade, eher lange Nase, weiche, aber nicht volle Lippen und ein leicht vorstehendes, rundliches Kinn. Die hellblonden, glatten Haare trägt mein Onkel streng gescheitelt, während meine Mutter sie zu langen Zöpfen geflochten oder über dem Kopf zu einem Kranz gewunden hat.

Auch gibt es gemeinsame Neigungen. Hans und Margarete schreiben, dichten und zeichnen sehr gern; das gestalterische Talent springt in die Augen. Meine Mutter verfasste Zeitungen für Familienfeiern und versah sie mit Zeichnungen; Hans dekoriert seine Briefe, gestaltet eine Zeitung für seine Kameraden im finnischen Bunker. Meine Mutter verstand es, ihrer Wohnung durch bewusste Auswahl und Anordnung von Farben, Dekorationsgegenständen und Bildern eine persönliche Note zu geben. Ihr Bruder beschreibt ausführlich, sogar mit Skizze, den Bilderschmuck, mit dem er das Fußende seines Bettes in der Brünner Kaserne versieht, und zwei Jahre später meldet er stolz nach Hause, wie es ihm gelungen sei, das unwirtliche Innere eines gerade bezogenen Bunkers so zu dekorieren, dass es sich in ihm leben lasse.

*Nun, in unserem jetzigen Bunker liegen 6 Mann. Hier fanden wir außer einem unheimlichen Haufen Dreck überhaupt nichts vor. Keiner wollte glauben, daß wir uns je darin wohl fühlen würden. Aber jetzt, nach 3 Tagen, ist es schon soweit; dabei haben wir noch keine Zeit zum Einrichten, und so gut wie keine Mittel gehabt. Die halbe Decke konnten wir mit Säcken bepflanzen, die Wand in der Bankecke ist mit braunem Krepppapier bespannt, auf dem unser Zugwappen mit anderen Produkten von mir prangt. [1.4.1944]*

Die auf Nutzen und praktischen Erfolg ausgerichtete Lebenseinstellung meiner Groß- und Urgroßeltern prägte die Geschwister. Meine Großmutter hatte nach Abschluss ihrer Schneiderinnenlehre für märkische Großgrundbesitzer gearbeitet. Auf ihrem elterlichen Grundstück in Oranienburg führte ihr Bruder, wie schon mein Urgroßvater, die Möbeltischlerei. Haus, Werkstatt und Ställe hatten die Männer weitgehend in Eigenarbeit errichtet. Den Garten bestellten die Frauen. - Hans' Vater hatte es aufgrund seiner Arbeit am Amtsgericht mit dem gesamten gesellschaftlichen Spektrum seiner Heimatstadt zu tun, und dessen Vater, der den Kontakt zu den Kunden des Brauhauses pflegen musste, vielleicht noch mehr.

Es verwundert also nicht, dass sowohl Hans als auch Margarete als Menschen gesehen werden wollten, die sich der Realität stellen und Probleme anpacken. Meine Mutter genoss es, dass ihre Umwelt, vor allem die Verwandtschaft meines Vaters - und die war sehr zahlreich - sie für eine willensstarke und tatkräftige Frau hielt: Margarete, die Supermutter, die an der Seite ihres angesehenen, aber leicht weltfremden Mannes alle Probleme, denen sich der Vorstand einer großen Familie zu stellen hat, anpackt und löst. Die nach vorne blickende Realistin an der Seite des rückwärtsgewandten Idealisten.

Ja, sie war eine Realistin. Sie, die Frau eines Geschichts-, Religions- und Deutschlehrers, ließ sich nie auf Gespräche über politische, philosophische und religiöse Themen ein. Sie las gerne und viel, aber nicht, um sich zu bilden, sondern zur Entspannung. Auf Goethe griff sie zurück, wenn seine Zitate ihr für Tischkarten geeignet schienen.

Auch ihr Bruder hebt immer wieder hervor, dass er sich der Realität zu stellen weiß. Er möchte, dass man sein Geschick, seine Schnelligkeit, seine Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis, seinen Weitblick wertschätzt. Wie seine Schwester vermeidet er jede vertiefende Reflexion. Er kann konkrete Situationen mit wenigen Bleistiftstrichen

festhalten; wenn er aber versucht zu abstrahieren, wird sein Stil hölzern und verkrampt. Wenn er z.B. ausdrücken will, wovon seiner Meinung nach der Kampferfolg abhängt: vom Zufall und von Willensstärke, aber nicht von Intelligenz und Körperkraft:

*Das Wichtigste dabei ist nicht das Glück oder das Pech an sich, sondern einzig und allein die Kunst, bei beiden Dingen der Alte zu bleiben. Dazu gehört nicht ein großer Gehirnkasten und auch nicht ein riesiger Körperbau, sondern nur ein starkes Herz bzw. eiserne Nerven. [26.12.1943]*

Bei der Erfüllung ihrer Pflichten gingen die Geschwister nur ungern bis an die Grenze der Selbstaufgabe. Meine Mutter verstand es, sich Inseln, ja, eine ganze Inselwelt zu erhalten, wo sie sich nur um *ihr* Wohlbefinden kümmerte: Sie blieb morgens gerne und lange im Bett und überließ der Großmutter die Hausarbeit, nachdem wir Kinder und unser Vater das Haus verlassen hatten. Ich sehe sie vor mir, wie sie sonntags vor dem Radio sitzt und der Übertragung eines Sinfoniekonzerts lauscht, wobei niemand sie stören darf. Sie fand Wege, sich der moralischen Strenge, die in der preußisch-protestantischen Familie ihres Mannes vorherrschte, zu widersetzen, ohne offen zu rebellieren. Einmal bekannte sie mir, dass sie von dem ihr zugeteilten Haushaltsgeld heimlich Gelder abzweigt habe, um schönes Porzellan oder ein modisches Kleidungsstück für sich zu erstehen. Ihre Schwägerinnen schockierte sie gerne mal mit der einen oder anderen frivolen Äußerung. Sonntagsnachmittags folgten wir Kinder und sie zwar murrend, aber insgesamt widerspruchslos unserem Vater, der, meist mit einer Kartentasche ausgerüstet, an der Spitze unseres Zuges marschierte. War er aber durch eines seiner vielen Ehrenämter verhindert, hatten wir Kinder ein schönes Leben und machten, was wir wollten, während meine Mutter die Lektüre eines Kriminalromans fortsetzte oder einfach gar nichts tat.

Auch ihr Bruder löckte gerne wider den Stachel. Ich entdecke zwar nirgendwo offenes Aufbegehren, aber manchmal geht er bis an die Grenzen des Zulässigen und sicher auch einen kleinen Schritt darüber hinaus. Er wagt es immer wieder, Zweifel zu äußern: an der Praxis der Beförderungen, der Verleihung von Kriegsauszeichnungen und der Postkontrolle, an der Eignung von Vorgesetzten, am Umgang der Deutschen mit der Bevölkerung in den besetzten Ländern. Das war nicht ungefährlich.

Ich sehe meine *Mutter* vor mir, wenn mein Onkel hin und wieder genüsslich berichtet, wie es ihm gelungen sei, dem harten Dienst zu entkommen. So 1944 in Finnland, als er nichts dagegen hat, eine Zeit lang in der Schreibstube zu arbeiten und sich ein angenehmeres Leben zu machen. Oder 1943 in Dachau, nachdem er wegen einer Skiverletzung krankgeschrieben worden ist:

*Nach den 4 besch-Wochen in der Melköde fühle ich mich hier sauwohl. Die Bude ist warm u. groß, Licht u. Radiomusik haben wir auch u. der Appetit ist auch verhältnismäßig klein; was fehlt eigentlich, um zufrieden zu sein? [20.2.1943]*

Wenn nicht immer wieder dunkle, schwere Brauntöne diese Leichtigkeit überdeckten, könnten Hans' Briefe wie die Aquarelle sein, die seine Schwester - schon im fortgeschrittenen Alter - malte: leicht, beschwingt, hell, realistisch, manchmal mit

einem humorvollen Augenzwinkern. Sie erfreute sich an Kleinigkeiten, die sie um sich herum wahrnahm, und drückte das in ihren Bildern aus. Diese Fähigkeit half ihr bis ins hohe Alter, Krisen, Verluste und Enttäuschungen zu überwinden. „Mir geht es wunderbar!“ Das war nicht eine Floskel, die ihr auf die Frage „Wie geht es dir?“ rasch über die Lippen ging. Der Satz kam von Herzen.

Diese Neigung, das Leben leicht zu nehmen und das Beste daraus zu machen, blitzt auch in den Briefen meines Onkels immer wieder auf. Zwar klagt er auf dem Weg nach Finnland:

*Wir kommen in die Einöde, in den Sumpf!!* [2.4.1943]

Einmal dort, scheint sich das Entsetzen jedoch in Luft aufgelöst zu haben:

*2 Tage Bahnfahrt (im Viehwagen mit 30 Mann) durch die finnischen Wälder, die aus Nadelbäumen u. Birken bestehen - eine schöne Reise!* [10.4.1943]

Das könnte noch Ironie sein. Drei Wochen später:

*Mir gefällt es hier landschaftlich, was bei sehr wenigen meiner Kameraden der Fall ist. Das Land ist fast so wie zu Haus u. doch wieder anders.* [25.4.1943]

Und immer wieder: *Mir geht es ausgezeichnet.* Das könnte aus tiefer Überzeugung heraus geäußert sein, vielleicht im Gedanken an Momente, in denen ihn das Glück durchströmte. Auf dem Exerzierplatz, als sich das Morgenlicht in den Dächern von Brünn spiegelt. Beim Öffnen eines lange erwarteten Briefes, der seine Gedanken in die Jägerstraße lenkt.

Im Mai 1943 kommt der Neffe zur Welt, mein ältester Bruder. Zwar heißt es zackig-militärisch, dem herrschenden Familienbild entsprechend:

*Patenschaft wird bei einem Jungen selbstverständlich übernommen.* [4.6.1943]

Ab der Geburt jedoch ruft sich der Onkel immer wieder das Bild des Babys seiner Schwester vor Augen. Er erbittet Fotos, die er genau studiert und fantasievoll kommentiert:

*Habt recht herzlichen Dank für den Brief vom 13.5. mit den 5 Aufnahmen, die ich mir dauernd anschauen muß. [...] Auf dem Bild mit Mutti hat er den süffisanten Gesichtsausdruck eines Sultans, der seinen Harem mustert. Mit der Tarnmütze sieht er aus wie ein vergessener Steinpilz im Spätherbst. Auf der anderen Aufnahme mit Gretchen ist er die personifizierte Zufriedenheit.* [26.5.1944]

Und immer wieder diese Kreativität. Hans zeichnet, textet, schnitzt, dekoriert einen Bunker, inszeniert sich in seiner Arrestzelle ein Wunschkonzert. Selbst wenn die Briefe während einer Wache bei klirrendem Frost geschrieben werden, zeigen sie einen ausgeprägten Sinn für stimmige Seitengestaltung. Hat er Zeit, fügt er gerne kleine Zeichnungen ein, Miniaturen: eine finnische Landschaft, eine Hütte an einem See, ein Posthorn, ein Selbstporträt. Seine Fantasie fasziniert mich, stellt Vertrautheit her, nimmt mich für ihn ein ...

Ein eiskalter Windstoß reißt mich aus den Träumen: Der militärische Alltag meldet sich sogar zu Wort, wenn die Gedanken beim Säugling verweilen.

*Hänschen wiegt also rund soviel wie ein Gewehr 98! [22.12.1943]*

Hans kann den Soldaten in sich nicht verstummen lassen. Seit dem neunten Lebensjahr hört er militärisch durchgesetzte Sprache: den Kommandoton der Hitlerjugend-Führer, dann der Vorgesetzten, all dieser Oscharfs, Uschas und Ustufs. Selbst wenn er sich um seine Mutter sorgt, fällt es ihm schwer, sich davon zu befreien:

*Und das wirkt sich mit der Zeit auch nachteilig auf Deine Gesundheit aus, und darum muß das aufhören! Verstanden? [25.4.1944]*

Dagegen dieser Plauderton! Er hat nichts zu tun mit zielgerichtetem, militärischem Vorstoßen. Nur selten vertieft Hans ein Thema über mehr als fünf Sätze. Das macht er vor allem dann, wenn er seiner Mutter die Welt erklärt - natürlich die Welt aus der Sicht der Reichsführung. Viel lieber aber scheint er sich von den Erinnerungen an Erlebtes treiben zu lassen. Hier wechselt er rasch und unbekümmert die Themen.

*Am Pfingstsonnabend war ich im Jägerheim, wo eine finnische Tanzgruppe rumhopste, was mich nur von der lächerlichen Seite her beeindrucken konnte. Anschließend habe ich mir den Zarah-Film „Die große Liebe“ angesehen, der mich wieder erschauern ließ - wenn ich bei Großaufnahmen das leandersche Mundinnere besichtigen durfte. Na, dafür gab es am folgenden Pfingstsonntag sehr gute Verpflegung: Rouladen, Pudding, Schokolade, Pfannkuchen, etwas Rotwein und gebratenen Aal. Hoffentlich habt Ihr es auch so gut gehabt. Übrigens gibt es hier viel Morcheln. Erwin sammelt sie und ich brate sie. Du siehst, es geht mir ausgezeichnet und besser, was man mir auch ansehen kann. [4.6.1944]*

Wie Fremdkörper wirken sie innerhalb dieses Geplauders: die Durchhalteparolen, die vielen Lobreden auf Ritterkreuzträger, auf Rommel, auf die italienischen Faschisten, auf die SS, auf den Führer; der Racheschrei, nachdem ein finnisches Geschoss in seine Lunge eingedrungen ist. Oder ist es umgekehrt? Sind das Harmlose, Menschliche, Zivilisierte, Arglose, die Kreativität und die Liebe zur Familie nur noch Relikte in einem durch nichts zu bändigenden Willen, alles auszumerzen, was sich ihm, der SS, der Reichsführung entgegenstellt? Ich habe für mich keine Antwort. Ich wünsche mir, dass es nicht so ist.

### 3. Führer und Verführer

Hordenführer, Jungschaftsführer, Kameradschaftsführer, Jungzugführer - die Rangbezeichnungen im Jungvolk und in der Hitlerjugend verweisen auf das Führerprinzip der gleichgeschalteten staatlichen Einrichtungen nach 1933. Ab seinem zehnten Lebensjahr lernte Hans, sich an Gruppen anzupassen, in denen das Zusammenleben nicht auf Achtung, Toleranz und allseitigem Respekt basierte, sondern auf Befehlsgewalt und Pflicht zum Gehorsam. Einfühlungsvermögen galt als verwerflich, Opferbereitschaft war gefordert. Irgendwo ganz weit oben schimmerte der Glanz des höchsten Führers, der im Gegensatz zu den kleinen Lichtern unter ihm ohne den Schmuck eines Bestimmungswortes auskam. Er war nicht ein, sondern *der* Führer, „*unser*“ Führer, zu dem man hinaufblicken, den man verehren musste, der aber für den Jungvolk-Pimpf oder Hitlerjungen in weite, weite Ferne gerückt war.

Nach sieben Jahren Hitlerjugend, in einem Alter, in dem sich Heranwachsende vom Elternhaus lösen und eigene Vorbilder und Lebensmodelle suchen, sah Hans sein Lebensziel darin, an dem Glanz teilzuhaben und einer Truppe anzugehören, der der Ruf der Unbesiegbarkeit und der äußersten Opferbereitschaft vorauseilte. Hans war jetzt 17 Jahre alt und etwa 1,80 m groß. Er erfüllte die Voraussetzungen für die freiwillige Meldung zur Waffen-SS: das Mindestalter, eine Mindestgröße, das geforderte „rassische“ Erscheinungsbild und, wie einige Fotos und die Beschreibungen seiner Schwester bestätigen, einen sportlich-trainierten Körperbau. Mit dem Ariernachweis, der für einen zukünftigen Führeranwärter bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen musste, dürfte er keine Probleme gehabt haben. Am 15. Mai 1942, vier Monate vor seinem 18. Geburtstag, trat er in die NSDAP ein, was nicht verlangt, aber sehr gerne gesehen war. Er füllte Formulare aus, unterzog sich dem Ausleseverfahren und verpflichtete sich mit seiner Aufnahme zu einer Dienstzeit von mindestens viereinhalb Jahren. Am 26.9.1942, also zwei Wochen nach seinem 18. Geburtstag, legte er bereits den Treueeid auf den Führer ab: „Ich schwöre dir, Adolf Hitler, als Führer und Kanzler des Reiches, Treue und Tapferkeit. Ich gelobe dir und den von dir bestimmten Vorgesetzten Gehorsam bis in den Tod, so wahr mir Gott helfe.“ Acht Wochen Rekrutenzeit lagen da hinter ihm. In den Briefen finde ich nur eine beiläufige Ankündigung des feierlichen Ereignisses:

*Der Tag war wirklich ein fauler! Nach der Heimkehr war Waffenreinigen u. -appell (nicht aufgefallen); dann gab es warmes Abendbrot (Gulasch(-suppe)!), wovon ich bestimmt satt wurde. Vorher teilte uns der Spieß bei der Befehlsausgabe mit, daß wir erst am 26.9. vereidigt werden. Anschließend ging es unter die kalte Brause - wie üblich. Nun geht es bald in die Federn. Schluß für heute. [14.9.1942]*

Hans konnte davon ausgehen, dass die Oranienburger Adressaten seiner Briefe wussten, worauf sich er sich eingelassen hatte. Er musste niemandem erklären, was die Waffen-SS ist, welchen Auftrag sie hat und wie sie aufgebaut ist. Ich dagegen, ein Leser im 21. Jahrhundert, musste immer wieder die Lektüre der Briefe unterbrechen, um den im Themen-Patchwork verstreuten Hinweisen auf diese Organisation

nachzugehen. Worauf ich dabei stieß, ließ mich so sehr erschauern, dass es mir jetzt schwerfällt, die Ergebnisse der Recherchen sachlich zusammenzufassen.

Heinrich Himmler, Reichsführer der SS, hatte ab 1939 den Ausbau der Schutzstaffel Adolf Hitlers zur Waffen-SS vorangetrieben und dafür gesorgt, dass sie als Parallelarmee zur Wehrmacht ihre Eigenständigkeit bewahrte. Dem dienten unter anderem die strengerer körperlichen, weltanschaulichen und „rassischen“ Aufnahmekriterien. „Die besonderen Aufgaben der Schutzstaffel zwingen dazu, die unabänderlichen Gesetze der Auslese anzuwenden und die wertvollsten Kräfte für die SS zu gewinnen. [...] Du wirst Waffenträger in einer Truppe sein, die die wertvollsten Kräfte der jungen deutschen Generation umfaßt.“ Solche und ähnliche Sätze konnte Hans in den Werbeschriften der SS („Dich ruft die SS!“) lesen.<sup>1</sup> Neue, germanisierte Dienstgradbezeichnungen grenzten die Waffen-SS zusätzlich von der Wehrmacht ab. Hans begann die Rekrutenzeit als Schütze und wurde zweimal befördert: Bei der Wehrmacht wäre er Gefreiter und dann Obergefreiter geworden. In der SS stieg er erst zum Sturmman, dann zum Rottenführer auf. Oberhalb der Mannschaften gab es dort - wie in der HJ - *nur* „Führer“: z.B. entsprach der Rang eines Unteroffiziers der Wehrmacht dem eines SS-Unterscharführers (Uscha), der Rang eines Leutnants dem eines SS-Untersturmführers (Ustuf).

Hans schreibt, er sei *Führerbewerber* [12.8.1942]. Er wollte also seine Ausbildung auf einer Junkerschule vervollkommen, d.h. auf einer der SS-Militärakademien, in denen der Führungsnachwuchs der Waffen-SS geschult wurde (entsprechend den Offiziersanwärtern der Wehrmacht). Die Ausbildung schloss eine umfassende, SS-gemäße Lebenshaltung ein. Kein Wunder, dass aus den Junkerschulen Persönlichkeiten von sehr zweifelhaftem Ruf hervorgingen, z.B. der 1948 hingerichtete Fritz Knöchlein, als Kommandeur verantwortlich für ein Massaker an britischen Kriegsgefangenen, oder der mehrfach verurteilte Holocaust-Leugner Herbert Schweiger, ein rechtsextremer Publizist aus Österreich.

Die Mannschaftsstärke der Waffen-SS wuchs rasch: von 17.000 Mann im Jahr 1937 auf über 90.000 im Jahr 1940, zum Zeitpunkt des Frankreich-Feldzuges, und danach weiter auf 600.000 Mann im Juni 1944, als die Invasion der Alliierten in Frankreich begann. Möglich wurde diese Zunahme zunächst durch eine verstärkte Werbung für den Eintritt Freiwilliger, in den letzten Kriegsjahren außerdem durch massenhafte Aufnahme von Jugendlichen. Das große Sterben an den Fronten hatte schon längst eingesetzt, aber weil der Führer und seine Getreuen noch vom großen Vergeltungsschlag und Endsieg träumten, mussten die Lücken um jeden Preis gefüllt werden.

Dass die SS von überall her Nachschub suchte, um ihre Truppenstärke zu halten, findet einerseits Hans' Zustimmung. Er hält den Kriegsdienst für eine Pflicht, der sich keiner entziehen dürfe.

*Endlich haben wir mal Nachschub bekommen. Ganz Junge und auch viel ältere Knaben dabei, die es bis jetzt verstanden haben, dem Kommiß fernzubleiben. Das ist das Gute am totalen Krieg!* [13.2.1944].

Andererseits dürfte er diese Entwicklung misstrauisch verfolgt haben.

*Karl-Heinz zur SS? Kommentar überflüssig. Die Propaganda in Film, Presse, Rundfunk und mit Plakaten ist ja schon eine Landplage! [20.2.1944]*

Nach den verlustreichen militärischen Rückschlägen des Jahres 1943 war das Freiwilligenprinzip aufgegeben worden. Für die SS wurde nun inflationär geworben und die strengen Aufnahmekriterien, die für Hans noch gegolten hatten, wurden aufgeweicht. Wahrscheinlich sieht er jetzt den elitären Charakter der Organisation gefährdet. Mit Spott und Verachtung kommentiert er die Aufnahme jenes Karl-Heinz, dem er indirekt vorwirft, er drücke sich vor der Front und sei daher nicht für die SS geeignet:

*Karl-Heinz ist also als Kraftfahrer ausgemustert. Das hätte er woanders ja auch haben können. Aber es wird eben zuviel Propaganda für die SS gemacht. [...] Daß er eine längere Ausbildungszeit haben will, wundert mich bei ihm überhaupt nicht. [25.4.1944]*

In Werbeschriften konnte Hans den Gründungsgedanken der SS nachlesen: „Sie hatte [...] die Reinheit der nationalsozialistischen Idee als kostbaren Schatz für die weitere Entwicklung unseres Volkslebens sicherzustellen [...]“<sup>2</sup> Es liegt also nahe, dass Hans in der SS nicht nur eine Kampftruppe sah, sondern eine Gemeinschaft, in der die Ideale des Nationalsozialismus in ihrer reinsten Form gelebt werden und die nach dem Endsieg weiterexistieren würde. In der massenhaften Aufnahme neuer Kämpfer sieht er folglich eine bloße *Kriegerscheinung* [25.4.1944], eine vorübergehende Notwendigkeit also.

Um die Truppenstärke zu halten, ließ die SS-Führung schon früh Ausländer zu, vor allem aus den besetzten Gebieten. In der SS-Division „Wiking“, die Hans mehrmals erwähnt, kämpften Freiwillige aus – wie es im NS-Sprachgebrauch hieß – „germanischen bzw. artverwandten Völkern“ (Belgier, Niederländer, Esten, Dänen, Schweden, Norweger und Finnen). Damit war die „Wiking“ die erste Division der Waffen-SS mit Nichtdeutschen. Sogar auf SS-Soldaten aus der neutralen Schweiz trifft Hans! Dort gab es nationalsozialistische Gruppen wie den „Bund treuer Eidgenossen“, die sich während des Zweiten Weltkrieges dafür einsetzten, dass Schweizer deutschen Militäreinheiten, so auch der Waffen-SS, beitraten.

Aufmerksam verfolgt Hans die Laufbahn und den militärischen Einsatz von Bekannten und Verwandten, die der SS angehören. Viele Informationen wird er aus dem „Schwarzen Korps“ bezogen haben. Dieses Wochenblatt mit den Untertiteln „Zeitung der Schutzstaffeln der NSDAP – Organ der Reichsführung SS“ galt als das Kampf- und Werbeblatt der Organisation. Hans war als SS-Mann verpflichtet, es zu lesen und zu verbreiten, und er tat es wahrscheinlich begeistert, denn in den Artikeln über die SS, ihre Tätigkeiten und Erfolge wurde ihm und der Öffentlichkeit der elitäre Charakter dieser Organisation bestätigt. So verwundert es nicht, dass die Namen vieler SS-Divisionen in seinen Briefen auftauchen: neben der „Wiking“ die „Hitlerjugend“, die „Frundsburg“, seine eigene Division „Nord“ und weitere:

*Unsere Division hat jetzt über 30 Ritterkreuzträger, die LAH - (Leibstandarte) -Division knapp 2 Dutzend. Das will viel heißen, wenn man bedenkt, daß die Totenkopf-Div. nicht den Balkanfeldzug mitgemacht hat u. jetzt, d.h. seit Oktober 41, hauptsächlich in der Abwehr steht, während die anderen SS-Divisionen („Wiking“ , „Ring“, „Prinz Eugen“ usw.) mehr im Süden der Ostfront kämpfen.*

*Gestern haben wir übrigens im „Kapitol“ einen ausgezeichneten (an Güte u. Preis!) Rotwein bekommen. Dazu Musik von Paul Linke! Ich war einfach weg! [8.11.1942]*

Angeichts der Selbstverständlichkeit und Beiläufigkeit, mit der Hans die SS-Einheiten nennt, sollte man sich vor Augen halten, dass ihnen Kriegsverbrechen von unvorstellbarer Grausamkeit nachgewiesen wurden. Die Liste ist lang: Folterung und Ermordung von Kriegsgefangenen und Zivilisten, rücksichtsloser Partisanenkampf, Jagd auf Juden, die Erschießung von Zivilisten und Soldaten, die im Verdacht standen, die deutsche Widerstandskraft zu schwächen, und schließlich die barbarischen Kollektivstrafen, die das Führerhauptquartier 1941 mit dem Kriegsgerichtsbarkeits-Erlass angeordnet hatte: „Gegen Ortschaften, aus denen die Wehrmacht hinterlistig oder heimtückisch angegriffen wurde, werden unverzüglich [...] kollektive Gewaltmaßnahmen durchgeführt, wenn die Umstände eine rasche Feststellung einzelner Täter nicht gestatten.“<sup>3</sup>

Was wusste Hans davon? Seine Briefe geben auf diese Frage erwartungsgemäß keine Antwort. Die jahrelange Indoktrinierung und vor allem die Schulung zum SS-Soldaten lassen es fraglich erscheinen, ob sein Rechtsbewusstsein noch ausreichte, die aus der SS heraus begangenen Gräueltaten kritisch zu hinterfragen. Bis zuletzt glaubt er an die Unfehlbarkeit des Führers. Im Brief aus dem Arrest vom November 1942 wird sich jedoch ein Thema einstellen, das später in Variationen weitergeführt wird: Der Glaube an die Unfehlbarkeit der vielen untergeordneten Führer, seiner Vorgesetzten, der Schar- und Sturmführer, bekommt erste Risse. Das heißt aber nicht, dass Hans die Mechanismen, mit der sich das Regime seinen Einfluss in allen Bereichen der Gesellschaft sichern wollte, durchschaut. Er misstraut zwar zunehmend dem Führerprinzip in seinem Umfeld, bleibt jedoch für die nationalsozialistische Indoktrinierung empfänglich. Es ist bekannt, dass die Reichsführung zunehmend auf die Massenmedien, vor allem auf den Hörfunk und den Film setzte, um die Bevölkerung zu beeinflussen und um gegen innere und äußere Feinde zu hetzen. Den direkten Druck durch seine Führer erkennt Hans, und er findet Mittel und Wege, ihm dann und wann auszuweichen. Dem subtilen Druck der medialen Propaganda, der versteckten Manipulation und der Verführung kann er sich jedoch nicht entziehen. Viele Briefe bezeugen, dass diese Art der Beeinflussung ihre Wirkung nicht verfehlt.

Hans hört viel Radio. Er schätzt Musiksendungen, und er informiert sich über die Nachrichten. Immer wieder erwähnt er eine täglich ausgestrahlte Sendung, den „Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht“ (OKW), von dem er weiß, dass man ihn überall, auch in seiner Familie hört. Die Sendung wurde in den Mittagsnachrichten ausgestrahlt und begann stets mit der unverdächtig klingenden, d.h. Objektivität versprechenden Ankündigung „Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt“. Sie versprach Informationen über die militärischen Operationen und die

Kampfhandlungen an den verschiedenen Fronten; scheinbar handelte es sich also um Berichterstattung. Aber schon der Umstand, dass die Sendung von einer auf Propaganda spezialisierten Abteilung im OKW ausgearbeitet wurde, weist darauf hin, dass die Berichte im Sinne der Reichsführung manipuliert waren. Sie verschwiegen oder verschleierten eigene Verluste und versuchten die Bevölkerung im Glauben zu wiegen, man komme dem „Endsieg“ näher.

Stolz und Aufregung schwingen mit, wenn Hans berichtet, dass Angehörige einer Propagandakompanie (PK) in seinem Einsatzgebiet sind, um Reportagen für die Wochenschau zu drehen:

*Pfingstsonntag waren wir im Jägerheim, wo der Divisionskommandeur jeden Krach mitmachte. PK-Männer waren auch dabei; vielleicht ....?! Aber etwas von unserem Haufen seht Ihr bestimmt in der Wochenschau, die jetzt oder bald in Deutschland läuft.* [15.6.1943].

Schon der Name „Propaganda-Kompanie“ besagt, dass hier keine Freelancer oder Mitarbeiter neutraler Medien vor Ort erschienen waren, nicht einmal Embedded Journalists wie in den Kriegen des 21. Jahrhunderts. Die PK war eine Truppengattung der deutschen Wehrmacht und der Waffen-SS und ebenfalls der Abteilung für Wehrmachtpropaganda im OKW unterstellt. Ihre Filmbeiträge kamen in die Kinos; sie wurden in der „Deutschen Wochenschau“ vor dem Hauptfilm gezeigt. Wenn die Kameralleute und Reporter in Hans' Einsatzgebiet auftauchten, so hoffte er, dass die Orienburger daheim ein anschauliches Bild von seiner Lage erhalten könnten. Der Gedanke, dass ihn seine Mutter - wenn auch nur für wenige Sekunden - auf der Leinwand entdecken könnte oder dass seine Einheit lobend erwähnt würde, wird ihn in helle Aufregung versetzt haben.

Dass diese Form der Berichterstattung die Wirklichkeit verfälschte und verzerrte, wird Hans noch weniger bewusst gewesen sein als seiner Mutter. Goebbels überwachte oft persönlich die Produktion dieser Filme, ließ sich die Rohschnittfassungen vorführen, änderte Texte und legte Schwerpunkte der Berichterstattung fest. Und das schon seit Kriegsbeginn. Der Auftrag der Produzenten und Aufnahmeteams zielte darauf ab, die Bevölkerung im Sinne der Reichsführung zu beeinflussen: die Zivilisten im Reich genauso wie Soldaten an der Front, die Überzeugten und Mitläufer genauso sowie die Gegner des Nationalsozialismus. PK-Reporter arbeiteten z.B. mit dem Auftrag, Kriegsgefangene so zu zeigen, dass ihre angebliche rassische und moralische Unterlegenheit gegenüber den deutschen Soldaten ins Auge springt. Wenn Hans seiner Mutter etwas über den „Iwan“, den „Tommy“ oder den „Ami“ schreibt, kann er nicht verbergen, dass die Kriegspropaganda seine Werturteile beeinflusst hat.

Als sich das Scheitern an der Ostfront abzeichnete, vor allem nach der Niederlage in der Schlacht von Stalingrad 1943, wurde die Wochenschau immer wichtiger, weil man hoffte, über dieses Medium einen Stimmungsumschwung in der Bevölkerung herbeiführen zu können. Zumindest beim SS-Soldaten Hans Grieben fällt die Propaganda auf fruchtbaren Boden. So meldet er seiner Mutter den „Erfolg“ der neuen Massenvernichtungsmittel:

*In der „norske“ Wochenschau sah man V1-Geschosse über London. Tadellos!*  
[11.12.1944]

Ob meine Großmutter die Begeisterung teilte, ist fraglich. Dennoch - verbindende und unverfängliche Themen gab es weiterhin reichlich: z. B. die Familie, das Essen, gemeinsame Bekannte und - besonders wichtig - die Kinobesuche. Hans kann davon ausgehen, dass man auch in Oranienburg den Film kennt, den er gerade in einem Truppenkino eines deutschen Stützpunktes in Finnland gesehen hat, oder dass man zumindest etwas über ihn weiß. Kinofilme sind ein Erlebnis- und Erinnerungspool, den sich Absender und Adressat teilen.

*Heute abend wollen wir ins Truppenkino gehen. Ich glaube, es gibt „Die kleine Residenz“, einen Dir bekannten Film.* [15.5.1943]

Das Medium Film war eine wichtige Säule der Truppenbetreuung. Hans nennt die Titel von 25 Spielfilmen, die er in Brünn und Dachau, in Finnland und Norwegen sieht. Manchmal erwähnt er auch die Hauptdarsteller, Namen, die mir vertraut klangen, als ich sie las, weil entweder ihre Filme auch nach dem Krieg noch im Fernsehen liefen oder die Schauspieler ihre Karriere nach 1945 fortsetzten. Zuweilen gibt Hans eine allgemeine Bewertung des gerade gesehenen Filmes ab - gewissermaßen ein Klick auf „gefällt mir“ – und nur sehr selten schreibt er mehr.

*Heute nachmittag hatte ich das Glück, zum Kinobesuch eingeteilt zu werden. „Der kleine Grenzverkehr“ hieß der Film. War sehr nett (Willy Fritsch, Herta Feiler).*  
[11.10.1943]

Die meisten Spielfilme, die Hans sieht, sind Unterhaltung, meistens Komödien und Liebesdramen; hinzu kommen einige Filmbiografien und Historienfilme. Wenn man davon absieht, dass alle Spielfilme die damals herrschenden Rollenklischees verbreiteten, kann man nur wenige Produktionen als unverhohlene nationalsozialistische Propaganda bezeichnen. Die Filme, die Hans sich anschaute, spiegeln das Produktionsspektrum der UFA wider. War damit der Kinobesuch ein harmloses, unpolitisches Vergnügen? Keineswegs.

Der bekannteste Unterhaltungsfilm der NS-Produktion ist die 1943/44 gedrehte Filmkomödie „Die Feuerzangenbowle“. Ob Hans sie sah, ist ungewiss; zumindest hatte er den gleichnamigen Roman von Heinrich Spoerl gelesen [22.12.1943]. Da „Die Feuerzangenbowle“ in der Bundesrepublik zum Kultfilm aufstieg, sollte man meinen, sie sei über den Verdacht der Nähe zur Nazi-Ideologie erhaben. Wenn es nicht den beliebten Lehrer Brett gäbe, der seinen Kollegen die Erziehungsideale der neuen Zeit erklärt:

„Junge Bäume, die wachsen wollen, muss man anbinden, dass sie schön gerade wachsen, nicht nach allen Seiten ausschlagen, und genauso ist es mit den jungen Menschen. Disziplin muss das Band sein, das sie bindet – zu schönem geraden Wachstum!“<sup>4</sup>

Solche oder ähnliche Sätze könnte der Hitlerjunge Hans Grieben auch von seinen Horden- und Bannführern gehört haben. Sicherlich hing er genauso an ihren Lippen

wie Heinz Rühmann alias Johannes Pfeiffer an denen des schneidigen Lehrers Brett. Über diesen lacht man nicht. Nur seine schrulligen und weltfremden Kollegen werden der Lächerlichkeit preisgegeben.

Es ist allgemein bekannt, dass die Produktion und der Vertrieb der Kinofilme von Joseph Goebbels Propagandaministerium an kurzer Leine geführt wurden. Auch in diesem Sektor galt das Führerprinzip. Über die neu eingerichtete Reichsfilmkammer reichte der starke Arm des Ministers, der sich zum „Schirmherrn des deutschen Films“ ernannt hatte, bis in die letzten Reihen der Kinosäle. Er entschied, worüber gelacht und geweint wurde. Sowohl die Truppe als auch die Zivilbevölkerung sollte in harmlosen Komödien, Heimatfilmen und Liebesdramen Ablenkung vom Kriegsalltag finden. Schon 1933 hatte Goebbels gefordert, das „Schaffen des kleinsten Amusements, des Tagesbedarfs für die Langeweile“ nicht zu vernachlässigen, und 1942 notierte er: „Auch die Unterhaltung ist heute staatspolitisch wichtig, wenn nicht sogar kriegsentscheidend.“<sup>5</sup>

Die Hauptfiguren der meisten Filme sind daher eher Durchschnittsmenschen, mit denen sich der Kinobesucher leicht identifizieren konnte. So erklärt sich etwa die Beliebtheit Heinz Rühmanns, dessen Aussehen und Stimme nicht im Entferntesten an das pauschale Bild eines Fronthelden erinnern.

Man muss diese UFA-Produktionen im Kontext der nationalsozialistischen Filmpolitik sehen. Nach 1933 war es nicht mehr möglich einen Film zu drehen, der auch nur im Entferntesten von der offiziellen Linie abwich. Produzenten, Regisseure und Schauspieler genossen Privilegien: die Möglichkeit, bei Wohlverhalten Karriere zu machen, und - in Kriegszeiten vielleicht überlebenswichtig - die Freistellung von der Truppe. Wer nicht mitzog, wurde eliminiert: Berufsverbot, Kriegsdienst. Wer Solidarität mit den aus den Studios beseitigten Kollegen jüdischer Herkunft bekundete, riskierte sein Leben.

Die Filmindustrie diente aber nicht nur dazu, die Stimmung in der Bevölkerung zu beeinflussen. Sie brachte auch Geld. So wurden im Kriegsjahr 1944 1,1 Milliarden Kinokarten verkauft. Es wundert angesichts der Einnahmen nicht, dass die Reichsfilmkammer zuweilen von eigenen Grundsätzen abwich, nämlich wenn es sich um Kassenfüller handelte. Zwei Beispiele seien hier genannt. Hans erwähnt mehrmals zwei der beliebtesten UFA-Schauspieler, die vor allem in leichten Komödien auftraten: Heinz Rühmann und Theo Lingen. Beide hatten Frauen jüdischer Herkunft; die Reichsfilmkammer hätte sie nach ihren eigenen Vorgaben auf die „Judenliste“ und somit vor die Tür setzen müssen. Das geschah jedoch nicht. Beide waren bis zum Kriegsende - und noch lange danach - als Regisseure und Schauspieler für die UFA tätig.

Ein weiteres Beispiel ist der Schriftsteller Erich Kästner. Seine Jugendromane wie „Emil und die Detektive“ oder „Das fliegende Klassenzimmer“ sind heute noch berühmt. Sollte Hans sie gelesen haben, dürften sie auch ihn gefesselt haben. Sicher entging ihm nicht, dass die Werke missliebiger, das heißt vor allem oppositioneller und jüdischer Autoren öffentlich verbrannt wurden. Wusste er, dass auch die Werke des beliebten Kinder- und Jugendbuchautors auf den Scheiterhaufen der Nazis landeten? Erich

Kästner bekam schon 1933 wegen seiner regimekritischen Einstellung Publikationsverbot. - Zehn Jahre später sieht Hans in Tschernjachowsk (Insterburg) die Filmkomödie „Münchhausen“. Es handelte sich um eines der ehrgeizigsten und teuersten Filmprojekte der Zeit des Nationalsozialismus. Für die Titelrolle war Hans Albers gewonnen worden, und sicher ahnte Hans nicht, dass der Name des Drehbuchautors, Berthold Bürger, ein Pseudonym war. Auf der Suche nach einem hochkarätigen Schriftsteller war die Wahl auf den geächteten Erich Kästner gefallen. Allerdings durfte er weder im Vorspann noch in den Medien erwähnt werden. Einige Textstellen mit kritischen Untertönen schnitt man heraus. Der Film wurde im März 1943 anlässlich der Feiern zum 25-jährigen Bestehen der UFA uraufgeführt und hatte bis Ende 1944 18,7 Millionen Zuschauer.

In welcher Weise sich das Propagandaministerium und die Reichsfilmkammer in die Produktion einschalteten, kann man an weiteren von Hans genannten Filmen nachweisen. In einem Soldatenheim in Nordnorwegen sieht er den Spielfilm „Schrammeln“ [18.11.1944]. Der Titel nimmt Bezug auf die Wiener Volksmusik. Ein bekanntes Schrammel-Lied, das in dem Film gesungen wird, endet mit den Worten „...Hat kan Begriff davon, was Öst'reich is“. Das passte der Reichsfilmkammer nicht, denn Österreich existierte ja nicht mehr; das Land war jetzt Teil des Deutschen Reiches und hieß „Ostmark“. Die Zeile musste synchronisiert werden: „...Hat kan Begriff davon, wie schön's da is“.

Im gleichen Brief nennt Hans zwei weitere Filme: „Lauter Lügen“, eine 1938 von Heinz Rühmann gedrehte Komödie, und die Musikerbiografie „Träumerei“ von 1943, in der es um das Komponistenehepaar Robert Schumann und Clara Wieck geht - ein Film mit romantischer Musik also. Goebbels ließ ihn sich vor dem Kinostart persönlich vorführen; er soll die Veranstaltung abgebrochen und seinen Unmut darüber geäußert haben, dass zu wenig über die Härten des Fronteinsatzes und zu viel „pflaumenweiches Zeug“ gedreht würde.<sup>6</sup> Der Film kam trotzdem in die Kinos, denn letztlich passte er ja in das Konzept der Reichsfilmkammer: Romantik als Ablenkung von der brutalen, hässlichen Wirklichkeit.

In der Welt des Kinos ging es aber nicht nur um Einfluss und Geld. Die Nazi-Führung liebte es, sich mit dem Glamour der Filmstars zu umgeben, und das ließ sie sich etwas kosten. Die höchstbezahlten Schauspieler der UFA waren Hans Albers und die Schwedin Zarah Leander. Von den Regisseuren erhielt Veit Harlan die höchsten Gagen. Er war nicht zuletzt deshalb in den Olymp des nationalsozialistischen Filmbetriebes aufgestiegen, weil er auf Wunsch der Reichsfilmkammer bereitwillig und unverhüllt das nationalsozialistische Weltbild verbreitete. Von drei Harlan-Filmen berichtet Hans. Während des Transportes nach Finnland sieht er das 1942 gedrehte Blut-und-Boden-Melodram „Die goldene Stadt“ [27.3.1943]. Ein Bauernmädchen wird dafür bestraft, dass es die heimische Scholle verlässt und den Verlockungen der sündigen slawischen Großstadt erliegt. - In einem Brief aus Norwegen [26.11.1944] erwähnt Hans den propagandistischen Monumentalfilm „Der große König“, der zwei Jahre zuvor, 1940, in Goebbels Auftrag gedreht worden war. Der Film erzählt die Geschichte Friedrichs des Großen, nimmt die Durchhalteparolen der späteren Kriegsjahre vorweg und stimmt

das Publikum damit auf eine längere Kriegsdauer ein. Das folgende Zitat aus dem Drehbuch könnte aus einer Rede Hitlers stammen:

„Deutschland ist in einer furchtbaren Krisis. Wir leben in einer Epoche, die alles entscheiden und das Gesicht von Europa verändern wird [...]. Wie groß auch die Zahl meiner Feinde ist, ich vertrau' auf meine gute Sache und die bewundernswerte Tapferkeit der Truppen vom Marschall bis zum jüngsten Soldaten.“<sup>7</sup>

Eher unpolitisch ist Veit Harlans Kriminalfilm „Verwehte Spuren“ aus dem Jahr 1938 mit der ebenfalls schwedischen Kristina Söderbaum in der Hauptrolle [11.12.1944]. Söderbaum war Harlans Ehefrau und stieg rasch zu einem Star auf, u.a., weil sie dem Idealbild der vorgeblich „arischen Frau“ der NS-Propaganda entsprach. Ihr Tod im Wasser am Ende dreier ihrer melodramatischen Filme (u.a. in „Jud Süß“) brachte ihr den sehr populären Spottnamen „Reichswasserleiche“ ein, worauf Hans anspielt:

*Um ein Haar wäre Kristina Söderbaum wieder in einen Teich gehopst.* [11.12.1944].

Auch den kommerziell erfolgreichsten Film im Dritten Reich sieht und kommentiert Hans [4.6.1944]: „Die große Liebe“ aus dem Jahr 1942 mit Zarah Leander in der weiblichen Hauptrolle. Der Titel kündigt zwar ein Liebesdrama an, aber es handelt sich auch hier um unverhüllte nationalsozialistische Kriegspropaganda. Der Film enthält Originalaufnahmen aus der Wochenschau mit Bildern von deutschen Angriffen auf die englische Kanalküste. Der Krieg bestimmt die Handlung: die sich Liebenden verzichten aufeinander, weil sie den militärischen Einsatz für wichtiger halten als ihr kleines, privates Glück.

Die Nazi-Propaganda drang also in alle Lebensbereiche ein. Eines der bekanntesten und am häufigsten analysierten Beispiele ist die Rede, die Joseph Goebbels am 18. Februar 1943, nach der Niederlage von Stalingrad, im Berliner Sportpalast vor rund 14.000 geladenen Gästen hielt. Hans wird dieses Ereignis im Radio verfolgt und dabei an seine Mutter gedacht haben: an ihre Skepsis gegenüber der offiziellen Propaganda und an ihre Kriegsmüdigkeit. Er schreibt ihr, was er von ihr erwartet:

*Die Rede von Dr. Goebbels hast Du wohl auch gehört oder wenigstens gelesen. (Geht das Radio wieder? - Schreibe bitte sofort deswegen hierher, damit ich gegebenenfalls jemanden verständigen kann, es zur Reparatur zu bringen. Vielleicht bringt es auch Karl-Heinz weg?) Nun, wo es etwas mies um uns steht, denkst du hoffentlich nicht gleich, daß alles verloren ist!* [20.2.1943].

„[...] etwas mies“ - Hans meint mit diesen Worten die verlustreichen Kämpfe vor Stalingrad - 320.000 Tote allein auf deutscher Seite. Goebbels gesteht das Scheitern öffentlich ein, allerdings nur, um gleichzeitig noch größere Kriegsanstrengungen zu fordern: „Wollt ihr den totalen Krieg?“ Dieses Versatzstück der Propagandasprache kann man, wie es meistens geschieht, militärisch auffassen, als „Krieg an allen Fronten“, als „Krieg um des Krieges willen“. Die Rede sollte aber nicht nur den Kampfgeist der Truppen stärken, sondern auch einen Stimmungsumschwung in der Bevölkerung herbeiführen. In diesem Sinne gebraucht Hans die Parole vom „totalen Krieg“: die ganze Bevölkerung, die gesamte Wirtschaftskraft solle in den Krieg

eingespannt werden. Anderthalb Jahre nach der Sportpalastrede nimmt er einen Menschen er von dieser Forderung aus:

*Meine liebe Mutti!*

*Besten Dank für Deine lieben Zeilen vom 9.8. (Luftpost). - Ich entnehme ihnen, daß Du wieder zu viel Deiner Arbeitswut nachgehst, wahrscheinlich ohne Rücksicht auf Dich selbst. Verkehrt! - Du bist bestimmt der letzte Mensch, den Himmler und Goebbels mit ihren Aufrufen zum totalen Kriegseinsatz meinen. [19.8.1944]*

Parolen, Symbole, Berichterstattung, Unterhaltung - die Bevölkerung war nicht nur dem offenen Terror des Regimes ausgesetzt, sondern auch einer allgegenwärtigen, oft versteckten manipulativen Beeinflussung. Mit Bestrafungen und Belohnungen wurde versucht, die Gegner zu eliminieren, die Zweifler einzuschüchtern und die Gefolgschaft bei der Stange zu halten. Die Verleihung von Kriegsauszeichnungen, die Hans vor allem in seinem SS-Umfeld aufmerksam verfolgt und von der er sicher träumt, ist ein weiteres Beispiel dafür, wie man mit Belohnungen manipulieren kann.

Die NS-Propaganda feierte besonders die Ritterkreuzträger als außergewöhnlich kühne Helden und sorgte dafür, dass sie höchstes Ansehen genossen. Sie traten in Schulen und vor der Hitlerjugend auf, wo ihre Postkarten und Autogramme beliebte Sammelobjekte waren. Hans und seine Altersgenossen waren für diese Art der Indoktrinierung in hohem Maße empfänglich, denn sie erreichte die Heranwachsenden in einem Alter, in dem sie sich aus den geordneten Verhältnissen des Elternhauses lösen und Risiken eingehen wollen. In den meisten Familien fehlten zudem männliche Vorbilder, da die Väter an der Front waren. Der Heldenkult hatte sicherlich dazu beigetragen, dass mein Großvater, aufgrund seiner Erfahrungen im Ersten Weltkrieg und seiner ablehnenden Haltung gegenüber dem Treiben der Nationalsozialisten seiner Heimatstadt, und mein Onkel sich innerlich voneinander entfernt hatten.

Wahrscheinlich ahnt Hans nicht, dass die massenhaften Verleihungen der Kriegsauszeichnungen Teil eines gewaltigen Propagandaspektakels sind. Im Zweiten Weltkrieg wurden ca. 3 Millionen Eiserne Kreuze 2. Klasse und 300.000 Eiserne Kreuze 1. Klasse verliehen. Das Deutsche Kreuz in Gold wurde 1941 von Hitler gestiftet und bis zum Kriegsende ca. 26.000 mal, das Ritterkreuz 7000 mal verliehen.

Während die Kriegsauszeichnungen die Kampfmoral stärken sollten, zeigen die Befehle zur Behandlung von Kriegsgefangenen das Ausmaß der moralischen Zerrüttung der Führung. Zweimal erwähnt Hans die Kommissare, wie man die politischen Offiziere der Roten Armee nannte. Einem Kameraden seines Zuges wird das Eiserne Kreuz verliehen, [...] *er fiel aber durch die M.Pi.-Garbe eines verwundeten Sowjetkommissars.* [30.1.1944]. Ein anderes Mal sieht er in ihnen Werkzeuge einer großen Verschwörung der Feinde:

*Auch das Verhältnis zu den uns in respektvoller Entfernung nachrückenden finnischen Truppen war alles andere als feindselig, solange noch kein roter Kommissar hinter ihnen steckte. [7.12.1944]*

Er kannte sicher den Kommissarbefehl von 1941, der die Anweisung enthielt, Politkommissare nicht als Kriegsgefangene zu behandeln und sie - völkerrechtswidrig - ohne Verhandlung zu erschießen: „Sie sind nach durchgeführter Absonderung zu erledigen.“<sup>8</sup>

Hier zeigten die Verführer ihr wahres Gesicht.

#### 4. Soziales Netzwerk des Krieges

Hans Grieben ist zufrieden. Vor zwölf Tagen, am 1. August 1942, einem Sonntabend, bezog er seine Mannschaftsstube im SS-Übungslager Brünn. Er holte zwölf Ansichtskarten aus seinem Gepäck und befestigte sie am Fußende seines Bettes. Wenige Tage später verstaute er die fabrikneuen Uniform- und Ausrüstungsstücke im Spind. Das Essen schmeckte ihm, und die Kaserne gefiel ihm schon wegen der Aussicht auf die Stadt und die Umgebung. Die zwölf Stubenkameraden waren bis auf einen Schwaben älter als er, aber er kam gut mit ihnen aus. Er stellte fest, dass er sich an den Druck, den die Ausbilder machten, mühelos anpassen konnte, fiel bei der Haarschnittkontrolle, bei der der Spieß aus der Norm fallende Frisuren eigenhändig korrigierte, nicht auf, und vor allem: er fand Zeit zum Schreiben. In den ersten anderthalb Wochen gab er vier Briefe an seine „liebe Mutti“ und einen an seinen Schwager Gerhard bei der Poststelle des Lagers ab. Für den ersten benutzte er einen Faltbrief, den er noch aus Oranienburg mitgebracht hatte: Auf der dafür vorgesehenen freien Seite eines Blattes in DIN A 5 schilderte er einige Eindrücke von der langen Anreise und von der Unterkunft. Dann faltete er das Blatt entlang einer vorgedruckten Linie so, dass die beschriebene Seite nach innen zeigte, und klebte es an drei Seiten zusammen. In den so entstandenen Umschlag steckte er noch zwei weitere Blättchen: eine aus einem Notizbuch herausgerissene Seite, auf die er hastig ein paar für die Mutter wichtige Informationen kritzelte: seinen Truppenteil, die zukünftige Postanschrift und die Bitte, ihm Pantoffeln zu schicken. Außerdem fiel ihm ein, dass seine Schwester in drei Tagen Geburtstag hatte: also noch ein kurzer Glückwunsch an Gretchen. Der andere Zettel ist die Speisekarte eines Brünner Restaurants, in dem er - wohl auf dem Weg vom Bahnhof zur Kaserne - zu Mittag gegessen hatte. Auf Marken hatte es ein Menü mit Rindfleisch gegeben; vielleicht hatte Hans auch das Gericht ohne Marken bestellt: Kartoffeln mit Gurkensalat für fünf Kronen. Danach verschloss er den Umschlag und beschrieb die Linien des Adressfeldes: Frau Luise Grieben, Oranienburg/Bln., Jägerstr. 5. Das Absenderfeld übersah er wohl; es blieb leer. In die linke obere Ecke klebte er zwei Sechs-Pfennig-Briefmarken: eine zeigt den Führer, die andere Hindenburg. - Für die anderen vier Briefe beschrieb Hans insgesamt sechs Briefbögen im Format DIN A 5, doppelseitig, mit Bleistift, in Sütterlinschrift, so wie er es in den kommenden zweieinhalb Jahren noch über hundert Mal machen würde, und gab sie in normalen Umschlägen auf.

Das war nun leider Vergangenheit. Hans ist verärgert: Man hat ihn in eine andere Unterkunft gesteckt. Vom Kuhberg musste er in die Gerringgasse 23 umziehen. Sobald er Zeit hat, setzt er sich hin, um seiner Mutter diesen Verdruss mitzuteilen. Und er befasst sich ausführlich mit dem Thema, das ihn in der Folge immer beschäftigen wird:

13.8.42 18<sup>45</sup>

*[...] Post habe ich bis jetzt leider noch nicht bekommen. Vielleicht ist schon welche oben auf dem Kuhberg, die ich dann morgen abend bekommen werde.*

*Gestern abend habe ich sie auch bekommen. Ich schrieb euch ja gleich deswegen. Außer der Post von Euch (3 Briefe u. 1 Karte aus Frankfurt) waren noch 1 Brief von Gerhard, 1 von Jürgen dabei. Meine Stimmung, die natürlich in den letzten Tagen, seitdem ich hier bin, unter 0° lag, stieg gleich. Bei dieser für mich öden u. langweiligen Grundausbildung ist Post eine angenehme Abwechslung. Also tut das Eure, ich tue das meine. In den nächsten Tagen schicke ich ein Paket mit Dingen, die ich hier doch nicht benötige. Meine Imi-Schachtel ist Mittwoch, 12.8., vom Kuhberg abgegangen. Das Paket von Gretchens Hochzeit soll nicht allzu groß sein. Es kann 1 Glas Marmelade dabei sein. Hunger habe ich z.Zt. keinen. Wenn ihr mir sonst Freßpakete schicken wollt, dann in Zigarrenkistengröße (das Hochzeitspaket braucht auch nicht größer sein!); größere Pakete kann ich nämlich nicht unterbringen. Wollt Ihr mir was besonderes anlässlich der Hochzeit antun (!!!), so besorgt mir eine kleine Briefmappe (es ist gleich, aus welchem Material), die aber höchstens so bemessen sein darf wie dieser Schreibbogen; die andere war zu groß.*

Angesichts seines großen Mitteilungsbedürfnisses verwundert es nicht, dass Hans sich bereits zwei Wochen nach Beginn der Ausbildungszeit und später immer wieder so ausführlich zur Postzustellung äußert. Während der nächsten zweieinhalb Jahre wird er in seinem Schreibeifer nicht nachlassen. Zwar nimmt der zeitliche Abstand zwischen den Briefen, die er an seine *liebe Mutti* nach Oranienburg schickt, im Laufe der Zeit etwas zu, aber im Durchschnitt schreibt er ihr ein bis zwei Mal wöchentlich. Die Länge der Briefe schwankt zwischen 100 und 900 Wörtern, aber auch hier bleibt der Durchschnitt in etwa gleich: ca. 250 Wörter, was drei bis vier Seiten des Formates DIN A 5 entspricht. Außerdem erwähnt Hans oft Briefe an weitere Verwandte, an Freunde und Bekannte.

Manchmal schreibt er an ungewöhnlichen Orten -

*Meine Lieben!*

*Ich habe mich in das Führerhaus eines LKWs gerettet, um vor den verfluchten Mücken einigermaßen sicher zu sein. Seit einigen Tagen sind wir nämlich richtig drin - im karelischen Urwald, mit seiner Hitze u. seinen riesigen blutgierigen Mückenschwärmen.*  
[23.6.1943]

- und oft unter Zeitdruck:

*Liebe Mutti, jetzt muß ich schon wieder in Eile schreiben.* [12.8.1943]

Hans' Schreibverhalten erinnert durchaus an die Kommunikation in den sozialen Netzen des 21. Jahrhunderts. Seine Mitteilungen an die Familie - und wohl auch an die Freunde - ähneln den Chats, die heute, ein Dreivierteljahrhundert später, in Bruchteilen von Sekunden auf dem Bildschirm des Handys landen. So treibt ihn ständig die Sorge um, die Kommunikation könne abreißen, was die vielen Appelle an seine Mutter und seine Schwester zeigen, ihm doch bitte häufiger Lebenszeichen zu senden. Er selbst ist vom Schreiben besessen. Oft portioniert er die Mitteilungen

häppchenweise. Er platziert an geeigneten Stellen kleine Bleistiftzeichnungen, „Icons“ gewissermaßen: zwar keine Smileys, sondern ein Herz, ein Posthorn, ein Blatt, eine Blüte. Er sendet und empfängt Fotos und kommentiert sie kurz und oft witzig. Um Platz und Zeit zu sparen, verwendet er Abkürzungen. Unbekümmert fügt er in sein sprunghaftes Geplauder fremde Beiträge ohne Quellenangabe ein, nämlich die Versatzstücke der Propaganda, die wegen der Stilbrüche leicht auszumachen sind. Ein großer Anteil seiner Kommunikation dient dazu, mit Hilfe eines gemeinsamen Erinnerungs- und Erlebnisvorrates die Verbundenheit zwischen sich und seinen Adressaten zu festigen. Für das alles investiert er viel Zeit und Geduld. Vermutlich wäre er begeistert von den Möglichkeiten, die den Kindern, Enkeln und Urenkeln seiner Schwester heutzutage zur Verfügung stehen. Die Plagegeister des karelischen Urwaldes hätte er dann rasch auf einem Foto festhalten und Sekunden später senden können. Stattdessen legt er eine tote Mücke auf den Briefbogen und fixiert sie mit durchsichtigem Klebeband. Dieses Stück Reality landet mehrere Wochen später auf dem Küchentisch in der Jägerstraße. Normalerweise aber ist Hans „nur“ auf Bleistift, Briefpapier, Umschlag und etwas Kleingeld für das Porto angewiesen - und natürlich auf ein funktionierendes „Netzwerk“, auf das System der Feldpost.

Im Laufe des Krieges war dieses Netz der Feldpostämter und Feldpostleitstellen auf gigantische Ausmaße angewachsen. Die größte geografische Ausdehnung hatte es Anfang 1943, ein halbes Jahr nach Hans' Eintritt in die Waffen-SS, als deutsche Truppen noch im Innern Russlands, auf dem Balkan und in Nordafrika standen. Über 65.000 Feldpostämter stellten bis zum Kriegsende 30 bis 40 Milliarden Sendungen zu. Die Reichsführung räumte der Korrespondenz zwischen den Soldaten und ihren Familien große Bedeutung und Vordringlichkeit ein, was eine Anweisung der Deutschen Reichspost von 1940 ausdrückt: „Die Aufrechterhaltung einer schnellen und sicheren Postverbindung zwischen Truppe und Heimat ist eine der Voraussetzungen für die Erhaltung der Stimmung und Schlagkraft der Truppe.“<sup>9</sup> Im Großen und Ganzen konnte Hans sich also darauf verlassen, dass der Austausch von Ansichtskarten, Briefen, Päckchen und Paketen nicht abbriss.

In den SS-Lagern von Brunn und Dachau darf Hans so viele Karten und Briefe aufgeben wie er möchte, und er macht von dieser „Flatrate“ intensiven Gebrauch. Später, in Finnland, als es nötig wurde, den Postverkehr zwischen Front und Heimat einzuschränken, erhielten er und seine Mutter monatlich eine begrenzte Anzahl von Zulassungsmarken, die sie zusätzlich zur Frankatur auf den Umschlag kleben mussten. So häufig wie Hans „posteten“ und „chatteten“ sicher nicht alle seiner Kameraden. Vielleicht blieben wertvolle Marken übrig. Jedenfalls gelingt es Hans, einige davon nach Oranienburg zu schicken, damit sie von seiner Verwandtschaft verwendet würden.

In Finnland und danach verschlüsselt Hans seine Absenderangabe, d.h. den Truppenteil, in einer Feldpostnummer. Die Angehörigen mussten dieses „Kennwort“ auf das Adressfeld schreiben, damit der Brief die Front erreichte. Dadurch sollte das Risiko verringert werden, dass Kenntnisse über Truppenstandorte in feindliche Hände gelangten. Die Einheiten behielten ihre Nummern auch bei Standortwechseln.

Wechselte dagegen ein Soldat die Einheit, erhielt er eine neue Feldpostnummer, auch wenn er am gleichen Standort blieb. Hans erhält ab April 1943 viermal eine neue Feldpostnummer.

1942 betrug die Zustellungsdauer nach Finnland, wo Hans ab April 1943 eingesetzt war, 9 bis 10 Tage. Die oft schnellen Truppenbewegungen, im letzten Kriegsjahr zunehmend auch die Rückzüge und das Fehlen von Material und Personal, verzögerten und unterbrachen den Feldpostverkehr. Die Zustellungszeiten verlängerten sich erheblich, und es kam immer häufiger zu Ausfällen. Mehrmals meldet Hans seiner Mutter das Empfangsdatum zurück, woraus ersichtlich wird, dass über vier Wochen Zustelldauer keine Seltenheit waren:

*Meine liebe Mutti!*

*Nach fast drei Wochen habe ich heute wieder einen Brief von Euch, diesmal sogar von Dir, empfangen dürfen. Meinen herzlichen Dank dafür! [...] Also 7 Wochen hat Dein Brief vom 21.11. bis hierher gebraucht. Davon hat er mindestens 5 Wochen für die letzten 50 km gebraucht. [8.1.1944]*

Die Störungen des Feldpostverkehrs in den letzten beiden Kriegsjahren beunruhigten Hans. Briefe kommen nicht mehr in der Reihenfolge an, in der sie abgeschickt werden. In dem Maße, in dem das Thema Verpflegung in den Hintergrund rückt, wird der Briefwechsel selbst zum Thema. Um die Übersicht nicht zu verlieren, beginnt Hans im Oktober 1943 damit, seine Briefe zu nummerieren.

*Meine liebe Mutti!*

*Über Deinen heute erhaltenen lieben Brief vom 26.12. habe ich mich riesig gefreut. Ja, die Post wird halt kräftig durcheinander gerüttelt durch die feindlichen Einwirkungen. Aber die Hauptsache ist, daß überhaupt alles ankommt, weniger wichtig, in welcher Reihenfolge.*

*Ein Überblick über meine letzte Post an Euch: 13.12. - Brief Nr. 18, 21. - Karte Nr. 19, - 22. - Brief 20, 26. - 21, 1.1.44 - 22 ; ein Paket mit gelesenen Büchern und ein zwotes mit meinem bescheidenen Weihnachtsgeschenk für Euch beide geht ab, sobald wieder Päckchen und Pakete angenommen werden. [10.1.1944]*

Welch eine penible Buchführung, dazu diese makellose Schrift, die wie mit dem Lineal gezogenen Seitenränder! Während sich Kriegseignisse um ihn herum überstürzen, Fronten zusammenbrechen und der Feldpostverkehr nur notdürftig aufrechterhalten werden kann, sucht Hans Sicherheit in der Form und in der Ordnung seiner Korrespondenz. Es gibt kaum einen Brief, in dem das Wort *Brief* nicht vorkommt. Danke für euren Brief. Ich warte schon lange auf einen Brief von euch. Ich habe gestern zwei Briefe abgeschickt. Dein Brief hat mich sehr erfreut. Die Korrespondenz selbst wird zu einem wichtigen Thema der Kommunikation. Inhalte müssen da zurücktreten.

Im Laufe des Krieges wurde die Feldpost zunehmend propagandistisch eingesetzt. Hans' Briefe sind Beispiele dafür, wie die Soldaten dahingehend beeinflusst wurden,

ein positives Bild von der militärischen Lage und vom Durchhaltewillen zu vermitteln. So schreibt er im Juli 1943 nach Oranienburg:

*Trotz der bisher größten Panzerschlacht bei Orel u. Bielgorod u. der Invasion Siziliens hat sich der Blick der Welt von der europäischen Westküste nicht abgewandt. Jeder macht sich seine Gedanken über die bevorstehenden Ereignisse; den Pessimisten wird immer bänglicher, aber die Optimisten, so auch fast jeder von uns, sagen nur: „Abwarten!“ - [18.7.1943]*

Auf der anderen Seite diente die Feldpostkontrolle dazu, Stimmungsbilder über die Lage an der Front und in der Heimat zu erstellen. Obwohl kein Brief meiner Großmutter erhalten ist, kann man aus einigen Antwortschreiben erschließen, welche Sorge sie quälte: dass sich der Krieg ausweiten und Deutschland die falschen Verbündeten haben könnte. Hans antwortet:

*Und nun zu Deinen „Spinnereien“: Ein etwaiges Besinnen der Engländer wäre jetzt schon zu spät. Die Vergeltung wird sie erbarmungslos treffen!  
Japan-Ostasien eine Gefahr für Europa? Obwohl ich es im nächsten Jahrtausend für ausgeschlossen halte, könnte es doch durch ein unvorhergesehenes Ereignis eintreten, daß eine solche Bedrohung die erste Stellung in der deutsch-europäischen Politik einnehmen wird. Dabei mußt Du zugeben: Womit sind wir in 10 Jahren fertig geworden? Wer hätte das vorher für möglich gehalten? Falls es nun soweit kommen sollte, sind wir ungleich stärker als vor zehn Jahren oder jetzt. Es muß eben dann nur der richtige Mann das Ruder führen. Und der ist bisher immer im richtigen Augenblick an die Spitze gekommen. Das letzte Entscheidende ist hierbei wie überall nur das Vertrauen und der Glaube an den Sieg. Aber, wie gesagt braucht sich überhaupt kein Gegenwartsmensch graue Haare wachsen zu lassen, Du also auch nicht!  
Dem Duce tust Du großes Unrecht, Mutti! Je wertloser und unsympathischer Dir der Italiener an sich erscheint, umso mehr mußt Du die Männer Italiens achten, die in den beiden letzten Jahrzehnten immerhin Leistungen aus ihm herausgeholt haben, obwohl sie, und das war die Ursache zum italienischen Zusammenbruch, nie freie Hand hatten, immer den König und den Papst mit ihren Dienern neben sich sahen. Und wenn Dir das nicht einleuchten will, dann sage ich Dir: Der Führer wird schon wissen, wofür er alles, sogar das Leben bester Soldaten für die Rettung des Duce einsetzte. [26.12.1943]*

An diesen Worten hätte selbst der strengste Zensor nichts auszusetzen gehabt. Die Briefe wurden stichprobenartig in Prüfstellen geöffnet und gelesen. Vielleicht auch der anfangs erwähnte erste Brief: Dunkelbraune Papierklebestreifen zieren die Ränder des Faltumschlages. Für die Kontrolle der Korrespondenz von Mannschaftsdienstgraden, also auch für Hans, waren Unteroffiziere zuständig. Es war verboten, etwas über militärische Geheimnisse, z.B. Truppenbewegungen oder Bewaffnung zu schreiben. Vorgesetzte oder Kameraden durften nicht namentlich genannt werden; Angaben über Verluste waren ebenfalls nicht gestattet.

Ein Briefgeheimnis existierte also nicht. Alle wussten das, und Hans und sein familiäres Umfeld passten sich mehr oder weniger stillschweigend an. Auf den ersten Blick erinnert auch dieses Verhalten dem der Nutzer von sozialen Netzwerken 70 Jahre

später. Im Internet-Zeitalter ist der Schutz der Privatsphäre vielen gleichgültig. Für dieses Desinteresse gibt es sicherlich Erklärungen: Naivität, Unwissenheit, vielleicht Resignation angesichts der Unüberschaubarkeit des Netzes und der Datengier der Netzbetreiber. Hauptsache, nichts steht dem Austausch von Mitteilungen im Wege. Zum Beispiel ein kritisches Nachdenken über die Verletzungen der Privatsphäre. Hans scheint mit gleichaltrigen Nutzern von Facebook und WhatsApp nicht nur den überbordenden Drang nach Kommunikation gemeinsam zu haben.

Aber die Bedingungen der Feldpost im Zweiten Weltkrieg waren in einem wichtigen Aspekt anders als die der heutigen sozialen Netzwerke. Jeder Soldat und auch die Familien daheim waren darüber informiert, was nicht mitgeteilt werden durfte. Sie kannten das Kleingedruckte. Sie waren auf der Hut, wenn sie schrieben, und wägen ihre Worte ab, denn sie mussten mit Repressalien bei Regelverstößen rechnen.

Leidet Hans unter der Zensur? Immer wieder weist er seine Adressaten darauf hin, welche Linie er nicht überschreiten darf. Und er hält sich überwiegend daran. Mehr noch: Er lässt nicht nur weg, woran die Zensoren Anstoß nehmen könnten. Er schreibt auch, was ihre Zustimmung finden könnte. Selbst sein Weihnachtsgruß ist Kriegspropaganda:

*Ihr werdet auch fröhlich sein, genau so wie wir. Daß wir das bei der ernsten politischen u. militärischen Lage können, verdanken wir nur unserem Führer u. der Front, die nur im Gedenken an die Heimat u. die Zukunft unseres Volkes stark sein kann. [21.12.1942]*

Hofft Hans, dass der für seine Post zuständige Unteroffizier diese Sätze liest? Oder will er damit ernsthaft seine zunehmend kriegsmüde Mutter aufrichten, die dem Führerkult ohnehin misstraut und täglich mit der Angst um das Leben ihres Sohnes aufwacht? Oder sind das nichts weiter als die stereotypen, gedankenlosen Weihnachtsgrüße, die einem wie ihm in den Sinn kommen, so wie anderen „ein frohes, gesegnetes Weihnachtsfest“?

Wie geht Hans nun damit um, dass er nicht alles schreiben darf? Ausdrücklich weist er seine Leser auf die Zensur hin. Manchmal lese ich einen entschuldigenden Unterton heraus, manchmal scheint mir, dass er sich mit den Hinweisen auf die rote Linie, die er nicht überschreiten darf, wichtig tut: Schaut her, ich hüte militärische Geheimnisse, zu denen ihr Zivilisten keinen Zugang habt. Und zunehmend entwickelt er Strategien, um die Grenzen des Statthaften zu überschreiten. Die eine besteht darin, die Zensur zu umgehen. Er hört davon, dass in der Nachbarkaserne weniger streng geprüft und der Schutz der Privatsphäre ernster genommen wird.

*Diesen Brief werde ich einem Kameraden geben, der morgen zum Kuhberg zur Impfung muß. Hier werden nämlich die Briefe nur geöffnet angenommen, was oben auf dem Kuhberg, wo alles vernünftiger ist, nicht gemacht wird. [14.8.1942]*

Einen sehr langen Brief, den Hans verbotenerweise in einer Arrestzelle schreibt, schmuggelt er an der Zensur vorbei, indem er ihn als Einschreiben aufgibt. Mindestens einmal gibt er einen Brief jemandem mit, der in seine Heimat fährt. Hier traut er sich zu schreiben:

*Ich glaube, Du wußtest immer aus meinen Briefen zu lesen, wie es mir ging, obwohl ich beim Schreiben immer berücksichtigen mußte, daß unsere Post kontrolliert wird u. meist offen abgegeben werden muß. Nun, in diesem Brief kann ich noch deutlicher werden. [22.2.1943]*

Schlitzohrig entwickelt Hans eine zweite Strategie, um den Konflikt zwischen seinem Mitteilungsbedürfnis und seiner Soldatenpflicht zu lösen: Er benutzt eine Art Geheimcode, von dem er annimmt, dass ihn nur seine Mutter und er kennen. Dabei greift er auf gemeinsame Erfahrungen zurück, zu denen ein Dritter keinen Zugang haben kann. Weil er den militärischen Auftrag seiner Einheit nicht mitteilen darf, verweist er z.B. auf eine Seite im Familienalbum, auf der ein Foto die Antwort geben kann. Oder auf ein Gespräch während des Urlaubs. Oder auf beides.

*Also der Hinweis auf mein Fotoalbum ist - leidergottes - hinfällig geworden. Was man jetzt mit uns vorhat, ist aber auch nicht schlecht. Ich mache genau das, was mir bei der Truppe, zu der ich wollte, sehr peinlich gewesen wäre. Köpfchen genug? Na, also - klar der Fall! [4.6.1943]*

Und der folgende Satz ist nicht als Denksportaufgabe gemeint, sondern dient dazu, den Standort seiner Einheit nicht zu verraten.

*Vom Polarkreis sind wir doppelt soweit südlich gelegen wie Schmachtenhagen von O'burg entfernt ist. [23.10.1943]*

Auf jeden Fall verlangt diese Strategie immer die aktive Mitwirkung des Adressaten:

*Wo wir liegen, kann ich Euch natürlich nicht schreiben. Aber wir bewegen uns sehr langsam in der Richtung, in die Ihr schaut, wenn Ihr Rühls Laube seht. [27.9.1944]*

Auch wenn ein Brief mit *Meine liebe Mutti* eingeleitet und mit einem *herzlich grüßt u. küßt Dich Dein Hans* beendet wird - die so Angeredete ist nicht der einzige Adressat. Hans kann davon ausgehen, dass sich nicht nur hin und wieder ein anonymer Unteroffizier der Feldpostprüfstelle, sondern auch Verwandte, Freunde und Nachbarn für sein Geplauder, seine Kommentare und seine Nachrichten interessieren. Mehr noch: Ein Brief hat nicht nur mehrere Adressaten, sondern auch mehrere Autoren, die jedoch alle Hans Grieben sind: den Text diktiert der SS-Schütze, der Sohn, der Bruder, der Schwager, der Hans aus der Jägerstraße. Die vielen Facetten seines Ichs flüstern ihm ein, was er zu schreiben hat.

Die Briefe werden zunehmend zu Lebenszeichen: Meine Großmutter sieht realistischerweise die Gefahr, in der ihr Sohn permanent schwebt; immer häufiger wandern im Briefwechsel Hinweise auf die schwere Verwundung oder auf den Tod eines Verwandten oder Bekannten hin und her. Ich versuche mir vorzustellen, wie sie gebannt vor dem Radio sitzt, um den mittäglichen OKW-Bericht zu hören, wie sie die Todesnachrichten im Kreisblatt studiert, wie sie in der Zeitung die Nachrichten über die militärischen Operationen an der Nordfront verfolgt, wo sie ihren Sohn weiß. Ich stelle

mir vor, wie sie jeden eintreffenden Brief in fiebriger Eile aufreißt, nachdem sie sich vorher die Hände an der Schürze abgewischt hat. Ich stelle mir ihre Erleichterung vor, wenn sie liest: *Mir geht es ausgezeichnet*. Sie magert ab, bekommt Herzprobleme - Hans schiebt das auf die Gartenarbeit, geht nicht auf die psychische Dauerbelastung ein, die ihr mit Sicherheit zusetzt. Die Realität verdrängt er, und über Gefühle spricht man in seiner Familie nicht. Er selbst fürchtet, dass die Bomben der Alliierten auch das Haus in der Jägerstraße treffen könnten und die Rote Armee dort eintrifft, fürchtet um das Leben seiner Mutter, seiner Schwester, seines kleinen Neffen, der seinen Namen trägt. Das Ausbleiben eines Briefes kann eine Todesnachricht sein. Jeder Brief befreit von einer Last.

## 5. Im überfallenen Land

Der Kuhberg in Brünn heute: Grünanlagen und Freizeiteinrichtungen. Damals, 1942, war auf dieser Anhöhe keine Erholung gestattet, jedenfalls nicht der einheimischen Bevölkerung. Nur drei Kilometer vom Zentrum der tschechischen Großstadt entfernt, befand sich dort ein SS-Übungslager. Am 1. August dieses Jahres trifft Hans hier ein. Der 17-Jährige, der vor wenigen Tagen noch Schüler und Hitlerjunge war, ist ab jetzt Soldat, ein Rekrut. Er ist ab jetzt der SS-Schütze Grieben.

Das erste Schreiben aus Brünn, das meine Großmutter erreicht, ist jene am 1. August 1942 rasch hingekritzelte Mitteilung, von der bereits die Rede war. Nach über 600 Kilometern Bahnfahrt berichtet der angehende Rekrut von dem Reiseproviant, den ihm seine Mutter ins Gepäck gelegt hat:

*Die Plätzchen habe ich zuerst verzehrt, dann die Salzkuchen mit Kohlrabischeibchen.*  
[1.8.1942]

Dieser Satz ist der Auftakt zu einem beherrschenden Thema der nächsten 50 Briefe: die Verpflegung. Es verwundert nicht, dass nach drei Kriegsjahren, angesichts der jahrelangen Lebensmittelrationierung, viel über das Essen geredet und geschrieben wird. In den nächsten Monaten wird Hans immer wieder seine Verpflegung mit der seiner Familie vergleichen. Er kann es kaum glauben: er wird satt! Sättigung scheint bisher ein Ausnahmegefühl gewesen zu sein. Sichtlich beeindruckt schreibt er seiner Mutter:

*Heute gab's Rinderzunge zu Mittag. Staunt ihr, was?* [2.8.1942]

*Essen ist immer gut u. für 1 Stunde vorhaltend. Jeden Abend gibt es  $\frac{1}{3}$  Brot (kein Kommibrot!), 30 g Butter u. 1 Stückchen Wurst (3 cm breit) oder ein Stück Schmelzkäse. Ab u. zu kriegen wir statt des Kaffees Milch zu trinken.* [9.8.1942]

*Das Mittagessen war heute besonders gut, es gab einen dicken Knödel, etwas Soße und Backpflaumen, die noch einmal nachgefaßt werden konnten. Bin also ausnahmsweise satt. Gestern gab es übrigens Bonbons.* [13.8.1942]

*Heute war das Essen ausreichend, jedenfalls am Abend. Es gab Haferflockensuppe, an der wir uns satt essen konnten.* [25.8.1942]

*Gestern abend war ich mal vollkommen satt. Es gab Fisch u. natürlich Pellkartoffeln, die nachgeholt werden konnten. Mein Bauch war stramm wie ein Mehlsack.* [29.8.1942]

Satt, satt, und immer wieder satt! Der folgende Satz zeigt, wovon Hans angesichts eines guten Essens träumt:

*Vorhin gab es hier in der Kantine Pfefferkuchen. Hat friedensmäßig geschmeckt!*  
[14.9.1942]

Sobald er Ausgang erhält, berichtet Hans über seine Besuche in Brünn. Wo das Geld zuerst ausgegeben wird, überrascht nicht.

*Liebe Mutti!*

*Wieder ist Montag und ich habe genug Zeit zum Schreiben. Den gestrigen Ausgang haben wir vollauf genossen. Auf einen ¾-stündigen Appell (14.00 - 14.45) besuchten wir zuerst das „Deutsche Haus“, um Kuchen zu essen. Dann ging's zum „Pulverturm“, wo der Kuchen schon ausverkauft war, so daß wir Hering mit Brot verzehrten. 3 mal Stammessen (Kartoffeln mit Tomatensoße) + 3 mal Gurkensalat in einer anderen Kneipe folgten. Den Abschluß bildeten andernorts Eis, Rostbraten u. Palatschinken (Omelett mit Konfitüre!!!). Um Punkt 20.00 Uhr waren wir wieder im Bau. Ich war so satt, daß ich - was während der letzten 7 Wochen nicht vorgekommen ist - schwer einschlafen konnte. [21.9.1942]*

Bereits der erste Brief endet mit einem Wunsch, der in abgewandelter Form immer wieder geäußert wird: *Schickt mir bitte meine Pantoffeln!!!* In den bodenkalten Unterkünften leidet Hans offenbar unter kalten Füßen; immer wieder die Bitte um Pantoffeln, Hausschuhe, Strümpfe, Einlegesohlen. Und um Marmelade, Schreibpapier, Kerzen, Fotos ... Die Liste der Gegenstände, die ihm die Mutter in die Päckchen legen soll, ist lang. Und sie tut es immer wieder.

*[Unter der Post waren] 3 100g-Päckchen von Mutti mit Pfefferkuchen und Fußlappen. Über alles habe ich mich sehr gefreut; meinen herzlichen Dank! [17.9.1944]*

Die prekäre wirtschaftliche Lage der Zivilbevölkerung spiegelt sich in der Korrespondenz wider. Der Gemüsegarten daheim, der die Not etwas lindert, ist *ein* immer wiederkehrendes Thema, ein anderes sind die Lebensmittelzuweisungen. Bereits wenige Tage vor Beginn des Zweiten Weltkriegs war damit begonnen worden, Lebensmittelkarten auszugeben. Die monatlichen Rationen für „Normalverbraucher“ beliefen sich zunächst auf 9,6 kg für Brot und 1,6 kg für Fleisch. Im April 1942 jedoch, also vier Monate bevor Hans zum ersten Mal die Brünner Kaserne betrat, waren die Zuteilungen stark gekürzt worden: für Brot auf 2,4 kg und für Fleisch auf 1,2 kg pro Monat. „Geheime Lageberichte“ des Sicherheitsdienstes der SS meldeten, die starken Kürzungen hätten auf einen großen Teil der Bevölkerung „niederschmetternd“ gewirkt wie kaum ein anderes Ereignis des Krieges.

Für die Truppen waren größere Rationen vorgesehen. Hans nennt meiner Großmutter mehrmals präzise die Mengen, die man ihm auf den Teller legt; man verglich mit Sicherheit die jeweiligen Zuteilungen miteinander. In seinen Berichten hebt er auch hervor, wenn er Lebensmittel ohne Marken erstehen konnte. Das alles zeigt: Die Lebensmittelrationalisierung hatte einen hohen Stellenwert im Bewusstsein der Bevölkerung.

Auch der Tabak war während des Zweiten Weltkriegs rationiert. Erwachsenen Männern standen 40 Zigaretten, Frauen im Alter von 25 bis 55 Jahren 20 Zigaretten pro Monat zu. Sie waren, ebenso wie die Raucherkarten, eine begehrte Währung im Tauschhandel, weswegen Hans, offenbar Nichtraucher, sie gerne meiner Großmutter schickt:

*Paket geht in den nächsten Tagen ab. Sind 2 Päckchen Zigaretten darin (24 Stck). Hier gibt es 4 Zigaretten je Tag: Monatlich eine Raucher-Marke mit 120 Punkten. [6.8.1942]*

Ansonsten plaudert Hans über seinen Ausbildungsalltag: über die Kameraden, mit denen er die Stube teilt, über seine Ausbilder, über das tägliche Exerzieren, die Fahrten zu den Schieß- und Truppenübungsplätzen und die vielen Appelle und Kontrollen, in denen Vorgesetzte ihren Sadismus ausleben.

*Heute hat der Spieß bei der Paroleausgabe den Haarschnitt kontrolliert u. - in den meisten Fällen - mit einer riesengroßen Schere eigenhändig korrigiert (bei mir nicht). Die gestutzten Vögel sahen nachher zum Wimmern aus! [8.8.42]*

... in den meisten Fällen ... bei mir nicht - seinen Stolz kann Hans hier nicht verleugnen. Nicht nur der Haarschnitt macht ihn zu einem vorbildlichen Rekruten. Schon am zweiten Tag denkt er mit Genugtuung an die Morgentoilette zurück: nur drei Minuten für Einseifen, Rasieren und Abtrocknen! Ohne sich besonders beeilt zu haben! Eine Woche später stellt er zufrieden fest: Die Umstellung vom Zivilisten zum Soldaten fällt mir *nicht so schwer wie vielen anderen*. Am Ende der dritten Woche weiß er, dass er seltener erkältet ist als die anderen, dank seiner täglichen kalten Duschbäder. Das schreibt er seiner Mutter bestimmt nicht nur, weil sie um seine Gesundheit besorgt ist. Fußbeschwerden? Schweißfüße gar? Fehlanzeige. Die anderen ja - aber ich doch nicht.

Nachdem Hans seine Stube bezogen hat, richtet er sich in der neuen Umgebung häuslich ein:

*Gestern habe ich die äußere Fußseite meines Bettes ausgeschmückt. Auf einen großen Bogen sind 12 Postkarten aufgeklebt.*

Es folgt eine Skizze, auf der die Anordnung festgehalten ist. Dazu die folgende Erläuterung:

*1 und 2 sind Linolschnitte von Sluyterman-Langeweyde. 1, 3, 4, 5 hängen bei euch in der kl. Stube; 6 ebenfalls. 7 u. 9 sind Mädchenköpfe von Wolf Willrich; 8 ist nach einem Gemälde „Um die Fahne“ (Gretchen kennt es!); 10 ist ein Infanterist, vom selben PK-Zeichner wie 8 (Ernst Kretschmann †). Auf 11 steht ein Spruch von Walter Flex: „Bei Schwertern u. bei Fahnen schlief uns das Lachen ein, wen schert’s, wir soll’n die Ahnen lachender Enkel sein.“ Über dem Kopfende meines Bettes hängt ein Panzerbild. [6.8.1942]*

Namen, die heute unbekannt sind. Wer sind sie, die den Schützen Hans Grieben in den Schlaf wiegen werden? Georg Sluyterman von Langeweyde (1903 - 1978) war ein dem Nationalsozialismus sehr verbundener Grafiker, Maler und Liedermacher. Wolf Willrich (1897–1948) verfasste Anfang 1937 das Buch „Säuberung des Kunsttempels. Eine kunstpolitische Kampfschrift zur Gesundung deutscher Kunst im Geiste nordischer Art“. Die Lektüre brachte Goebbels auf den Gedanken, eine zentrale Ausstellung „Entartete Kunst“ zu organisieren. Der Maler Ernst Kretschmann (1897 - 1941) bereiste Südeuropa und Nordafrika, verfasste begeisterte Schilderungen aus den Narvik-Kämpfen und fiel in Osteuropa. Walter Flex (1887 - 1917) stellte in seiner autobiographischen Kriegserzählung „Wanderer zwischen beiden Welten“ Themen wie Kameradschaftsgeist, Patriotismus und Opfertod idealisierend dar. Das kam natürlich

den jugendpolitischen Zielen des NS-Regimes entgegen, und so wurde das Buch in Millionenhöhe aufgelegt und verkauft.

*1, 3, 4, 5 hängen bei euch in der kl. Stube; 6 ebenfalls:* Postkarten, auf denen Nazi-Prominente abgebildet sind und deren Nachnamen Hans auf seiner Skizze vermerkt hat. Hitler und Rommel fehlen natürlich nicht in seiner Sammlung, hängen aber offenbar nicht in der Stube daheim. Mit Keppler meint er wahrscheinlich den General der Waffen-SS Georg Keppler, mit Vogt den SS-Sturmbannführer Josef Vogt; daneben befestigt er das Bild eines Panzerschützen, also eines Soldaten des gleichen Ranges wie er. In seiner Familie kennt man die Reproduktionen, Gesichter und Namen. Ob man sie schätzt, ist zweifelhaft. Vielleicht war es Hans selbst, der die kleine Stube daheim mit den genannten Bildern geschmückt hatte. Seine Ausbilder dagegen werden nichts gegen die Galerie über der Schlafstätte des Rekruten einzuwenden haben. Der Hitlerjunge hat sein geistiges Rüstzeug aus dem Koffer geholt und wie Votivgaben zur Schau gestellt. Er braucht seine Gesinnung nicht zu verheimlichen. Martialische Sprüche begegnen ihm täglich.

*An unserer Stubentür steht auf der Außenseite: „Schön ist's bei den Soldaten“ mit einer entsprechenden Zeichnung u. innen: „Gelobt sei, was hart macht!“ [5.8.1942]*

Trotz allem habe ich den Eindruck, dass Hans in der neuen Umgebung nicht wirklich heimisch wird und sich tief in seinem Innern der Wusch verbirgt, sich der Allgegenwärtigkeit einer martialischen Lebensform zu entziehen. Über die Beschreibungen des Kasernenalltags legt sich ein feiner, oft kaum wahrnehmbarer Schleier aus Distanz, Ironie oder sogar Spott. Die Art und Weise, wie er auf seine Stubenkameraden blickt, erinnert mich an einen Zoobesucher, der sich aus sicherer Distanz heraus seine Gedanken über die Bewohner der Gehege macht.

*Auf meiner Stube, die mit 18 Mann belegt ist, herrscht immer noch ein Ton, der der Kameradschaft ein bischen noch entfernt ist. Außer 2 Wienern u. 2 Niederdonauern liegen hier 2 Berliner, 1 Hamburger, 1 Bergmann aus Essen, ein Sudetendeutscher, 1 Bielefelder, 1 Sachse, 3 Westfalen (woher, weiß ich im Augenblick nicht), 1 Nordthüringer, dann noch 2 Ostmärker. Ich kann jedenfalls genug „psychologische Studien“ machen u. dabei lernen. Der 1 Westfale ist 19 Jahre alt u. schon Vermessungsingenieur, der Stubenälteste, ein Rottenführer, ist 27 u. der Sachse 32 Jahre alt (!!!) Jedenfalls ist es schwer, eine feste Kameradschaft zu bilden. [16.8.1942]*

Und dem Drill auf dem Exerzierplatz kann Hans nur eine gute Seite abgewinnen, wenn er sich als außenstehender Betrachter sieht:

*Das Exerzieren hat mir richtig Spaß gemacht. Es ist ja auch ein einzigartiges Bild: 200 Rekruten in hellgrünem Drillich, in Gruppen zu je 15 Mann aufgeteilt, auf einer grünen, großen Wiese (natürlich meist in Bewegung!) und im Hintergrund die großen und kleinen Türmchen von Brunn, zwischen ihnen glänzende Dächer, die das Sonnenlicht reflektieren; u. am Horizont sanfte Hügelrücken. Im übrigen amüsiert man sich (natürlich nur innerlich: äußerlich wäre es ein lautes Wiehern!) außer am Benehmen*

*der anderen Kameraden, die dieses u. jenes noch nicht so können, vor allem an den Gebärden u. Worten der Vorgesetzten, die einem oft richtig bekloppt vorkommen.*  
[8.8.1942]

Zu Beginn der dritten Wochen äußert Hans Vermutungen über seinen weiteren Weg: noch einen Monat Kaserne, dann einen Monat Truppenübungsplatz und danach sofort zu einer Kampfeinheit.

*Jetzt haben wir Sonntagsruhe. Ich sitze an meinem Fenster unserer Stube u. schaue ab u. zu auf die „Srědei“ (Mittlere Gasse). Meine Stimmung ist wieder un poco gestiegen. Es besteht nämlich die Aussicht, schon nach 4 Wochen hier heraus nach Wischau für ebenfalls 4 Wochen zu kommen; die Division soll nämlich bis zum 15.10. in Paderborn (Senne-Lager) aufgestellt sein. Ob ich dann nach den 8 Wochen Grundausbildung zu den Kradschützen oder Panzern komme, weiß ich jetzt noch nicht. Ich werde es natürlich unter allen Umständen versuchen. Aber die Hauptsache ist für mich z. Zt., möglichst bald aus dieser öden Kaserne herauszukommen.* [16.8.1942]

Hans' unbändiger Wunsch, an der Front zu kämpfen, erhält schon während der Ausbildung in der Brünner Kaserne mehrmals einen Dämpfer. Aus den acht Wochen werden 15, und selbst danach wird die Versetzung in eine Kampfeinheit noch in weite Ferne gerückt bleiben. Bereits hier deutet sich eine Haltung an, die sich durch die ersten 120 Briefe zieht, bis zum Tag der schweren Verwundung: Hans fühlt sich ausgebremst, zunächst durch die Ausbildung und zunehmend auch durch die Entscheidungen, die man hinsichtlich seines Einsatzes trifft.

Anfangs begegnet er den Enttäuschungen entweder mit Ungeduld oder mit dem märkischen Humor seines Elternhauses. Und natürlich will er seiner Umgebung zeigen, dass er linientreu und anpassungswillig ist. Nach drei Monaten Ausbildung zieht er Bilanz:

*Meine liebe Mutti!*

*Im Sommer bin ich Soldat geworden und jetzt wird es schon Winter. Mir ist es in den 14 Wochen meist gut gegangen, abgesehen natürlich von den Dingen, durch die allein aus einem Zivilisten ein Soldat wird.* [8.11.1942]

Nicht nur die Hoffnung, bald in den Kampf zu ziehen, sondern auch das Bewusstsein, Soldat zu sein, kompensiert die Enttäuschungen und die Langeweile der Ausbildung. Hans' Leitbild ist nicht das des Staatsbürgers in Uniform, das zehn Jahre später in der jungen Bundesrepublik in Umlauf gebracht wurde, sondern eine Lebens- und Daseinsform im Sinne des preußischen Gesellschaftsbildes, die es ihm erlaubt, sich von den Zivilisten abzugrenzen und auf sie herabzuschauen. In den ersten Ausbildungstagen wartet er ungeduldig auf die Einkleidung, und bereits am dritten Ausbildungstag schreibt er entnervt nach Hause:

*Ist ja scheußlich, in einer Kaserne als Zivilist herumzulaufen.* [3.8.1942]

Der Helden- und Frontsoldatenkult beim Jungvolk und bei der Hitlerjugend hat Wirkung gezeigt. Unterhalb des Kampfeinsatzes zählt nichts. Den harten körperlichen Anforderungen der Ausbildung, dem Stumpfsinn des militärischen Drills und der

Langeweile des Unterrichts kann Hans zwar nicht ausweichen, aber er entwickelt seine persönlichen Strategien, um auf Abstand zu gehen, wie die folgende Schilderung des Kasernenalltags zeigt:

*Liebe Mutti!*

*Wieder habe ich etwas Zeit, um an Dich zu schreiben. Gestern u. heute war angenehmer Dienst. Um 5<sup>30</sup> stehen wir auf, waschen uns, bauen unser Bett, essen das auf, was vom Abend vorher übrig geblieben ist oder nicht, machen Reinigungsdienst, d.h. säubern Stuben u. Kaserne. Um 7<sup>00</sup> beginnt der Dienst, und zwar ist erst meist eine Stunde Gruppenführerunterricht u. dann Exerzieren oder Gelände- u. Waffenausbildung bis um 11<sup>30</sup>. Wenn wir zum großen Übungsplatz marschieren, fällt natürlich der Unterricht aus. Nach dem Mittagessen ist bis 14<sup>00</sup> dienstfrei, d.h. nur für die Leute, die weder zum Reinigungsdienst eingestellt sind, noch „aus Sympathie“ für die Unterführer Schuhe, Koppel usw. putzen müssen oder anderen Strafdienst tun brauchen. Nachmittags ist meist zuerst Zugführerunterricht u. dann geht's raus zum Sport (wie heute u. gestern) oder zur Schießausbildung. Anschließend ist Waffenreinigen und um 18<sup>00</sup> Befehlsausgabe u. Dienstschluß. Ab u. zu macht auch der Kompaniechef Schulung, die aber meist einschläfert, wie überhaupt der ganze Unterricht - wenigstens für mich u. einige andere Kameraden - dasselbe wie Langeweile ist. Baden waren wir gestern vor 8 Tagen. Zum Schießen geht es immer montags. Das ist immer ein ruhiger Vormittag. Auf den Schießständen gibt es auch Kuchen u. dort ohne Marken, natürlich nur durch reichlich Geld und 15 Min. Schlangestehen zu erlangen. Gestern u. heute gab es in der Kantine Tomaten zu kaufen. (1 Pfund kostet 50 Rpf. = 5 Kronen). Heute habe ich 6 Pfund gekauft. Bin endlich mal wieder satt. Kann ich aber bestimmt gebrauchen; denn heute ab 22 Uhr ist „Maskenball“. Wird ja lustig werden! [27.8.1942]*

Hier spricht nicht ein für die SS-Ideale glühender Fanatiker, sondern ein Heranwachsender, der versucht, dem Druck auszuweichen, ein Pennäler, der das Ende des Schultages herbeisehnt und versucht, das Unausweichliche auszusitzen und sich das Leben ansonsten möglichst bequem zu machen. Den *Maskenball*, eine nächtliche Übung, kommentiert Hans zwei Tage später:

*Der Maskenball vorgestern war tatsächlich lustig. Anziehen im Dunkeln, Gasmaske auf, über die „Beamtenlaufbahn“ (Hindernisbahn), Dauer: 1 1/2 Stunde. [29.8.1942]*

Ein Jugendlicher wie Hans würde das 60 Jahre später wohl „cool“ statt „lustig“ nennen. Immer zeigt er sich unbeeindruckt, wenn die Ausbildung das Letzte fordert:

*Heute vormittag ging es das erste Mal so richtig rund - bis zur Vergasung! <sup>10</sup> Es waren nur 45 Minuten: Hinlegen, Kriechen, Hüpfen, Gewehrübungen - alles im reizvollen Durcheinander. Wir sahen nachher aus wie die ersten Menschen; vor allem die Ostmärker haben allerhand Schweiß verloren. [30.8.1942]*

Den von Rekruten gefürchteten, oft schikanösen Drill hakt Hans, zumindest nach außen hin, schnell ab, um dann ausgiebig auf die angenehmen Seiten des Dienstes einzugehen: auf das Essen, die Freizeit, den Ausgang. Das Kulturprogramm für die Soldaten beeindruckt den jungen Rekruten:

*Die Woche, die vor uns liegt, ist gut. Erstens gibt es oft abends warmes Essen u. zweitens geht die Komp. heute abend wieder ins Theater; wir sehen „Wiener Blut“.*  
[21.9.1942]

*Am Freitag waren wir im Theater. Es gab „Salzburger Nockerln“, eine Operette, die wundervoll gespielt und gesungen wurde. Gestern sind wir im Kino gewesen, haben uns „Nordlicht“ angesehen, einen hoch anständigen Film vom Leben der norwegischen Eisbärjäger.* [26.10.1942]

Die Kino- und Restaurantbesuche während ihres Ausgangs müssen die Rekruten natürlich aus eigener Tasche bezahlen.

*Wer Geld hat, lebt hier wie sonstwoanders in Br. fabelhaft. Die Verpflegung in der Kaserne hat sich gebessert; unsere Stammgaststätten haben wir auch schon gefunden, sodaß es uns bestimmt nicht schlecht geht (gestern und Donnerstag sind wir auch ausgegangen). Aber man muß Geld haben! Die 20 RM, die ihr am 8.10. in O'burg für mich eingezahlt habt, sind schon zum größten Teil aufgebraucht. Das liegt zum Teil daran, daß ich in Wischau zuletzt sehr viel Lebkuchen gegessen habe.* [18.10.1942]

Dass Geldmangel nicht die Ausnahme, sondern ein Dauerzustand ist, zeigt ein Brief, den Hans nur acht Tage später abschickt.

*Hast Du eigentlich meinen Notschrei nach Geld empfangen? Vorgestern bin ich meine letzten Moneten losgeworden.* [26.10.1942]

Ungewiss ist, ob der gut behütete Sohn die Anspielungen seiner Vorgesetzten versteht, die das Privileg haben, ausgehen zu dürfen, während ihre frisch rekrutierten Untergebenen das Kasernengelände noch nicht verlassen dürfen:

*Heute nachmittag ist dienstfrei, die Unterführer gehen aus, die Führer versuchen zu reiten (5 Mann u. 1 Pferd!) u. wir „molchen“!* [9.8.1942]

Ob auch Hans das Geld in Bordellen ausgibt, werden die Briefe an seine Mutter natürlich nicht preisgeben.

Angenehmen Dienst übernimmt Hans gerne:

*Ich habe jetzt sehr wenig Zeit, da ich mich meist zum Feldküchensäubern melde, um nachfassen zu können. Ich werde so einigermaßen satt.* [1.9.1942]

Und Hans könnte hinzufügen: Sobald ihr da oben mich an die Front lasst, werde ich alles geben. Solange ihr mich hier nur herumtreibt, mich bremst, meine Hingabe an eure Ideale nicht zur Kenntnis nehmt, versuche ich wenigstens satt zu werden, und ihr bekommt von mir nur so viel, wie nötig ist, um dieses lächerliche Theater zu überstehen.

Ein Thema klammert Hans jedoch aus: das Verhältnis der deutschen Besatzer und vor allem der SS zu den Tschechen. Man muss dreieinhalb Jahre zurückgehen, um die politische Lage in der Tschechei und die Stimmung in der Bevölkerung zu verstehen.

Mit der Errichtung des „Protektorats Böhmen und Mähren“ im März 1939 - de facto handelte es sich um eine völkerrechtswidrige Annexion - wurde dieser Teil der Tschechoslowakei formal unter deutsche Verwaltung gestellt. Wie in allen von Deutschen besetzten Ländern begann auch hier die systematische Verfolgung der Juden. Allein aus Brünn wurden bis zum Kriegsende über 9000 jüdische Bürger in Konzentrations- und Vernichtungslager deportiert.

Zudem ließen die Besatzer die tschechische Bevölkerung immer wieder spüren, wer nun der Herr im Lande war. Nach der der nationalsozialistischen Rassenlehre waren die Slawen der arischen Rasse unterlegen. Die im „Protektorat“ lebenden Deutschen wurden zu deutschen Staatsbürgern erklärt, die tschechischen Bürger zu „Protektoratsangehörigen“. Das kurzfristige Ziel der nationalsozialistischen Besatzungspolitik lag in der Ausbeutung der wirtschaftlichen Ressourcen des besetzten Landes für den Krieg. Langfristig war eine „Germanisierung“ der Region in Verbindung mit der Vernichtung des tschechischen Volkes als ethnischer Einheit beabsichtigt. Mit der Annexion begann nicht nur die systematische Verfolgung von Juden, sondern auch von Oppositionellen. Widerstand wurde mit Gewalt unterdrückt. So wurden nach Unruhen in Prag im November 1939 über 1200 tschechische Studenten im Konzentrationslager Sachsenhausen interniert. Der zum „Stellvertretenden Reichsprotektor“ ernannte Reinhard Heydrich erwarb sich durch die brutale Niederschlagung jeglicher Opposition seinen Ruf als „Schlächter von Prag“. Nachdem er im Juni 1942 an den Folgen eines Attentates gestorben war, rächten sich die Nationalsozialisten mit einer erneuten Terrorwelle. 10.000 Tschechen wurden festgenommen, über 1300 getötet. Im Juni 1942 zerstörten die SS und Polizei ganze Ortschaften und ermordeten dort nahezu alle männlichen Einwohner (Massaker von Lidice und Ležáky). Die Frauen und Kinder wurden in Konzentrationslager verschleppt. Am 3. Juli 1942 wurde der Ausnahmezustand aufgehoben, die Standgerichte zur Aburteilung verdächtiger Personen blieben jedoch weiterhin auf unbestimmte Zeit tätig.

Dem SS-Soldaten Hans Grieben dürfte der schon fast drei Jahre währende Terror der Besatzer nicht entgangen sein, auch wenn er in keinem Brief darauf eingeht - von einer Andeutung abgesehen.

*Die Haltung der Tschechen ist genauso, wie ich sie mir vorgestellt hatte, ...*

Sofort spüre ich Abscheu gegenüber den Vorurteilen, der Arroganz und der Herrenmentalität der Besatzer. Aber der Nachsatz lässt mich aufhorchen:

*... nur ihre Behandlung durch uns nicht! [12.9.1942]*

Was bedeutet das? Findet Hans das Vorgehen gegen die tschechische Zivilbevölkerung zu weich? Findet er sie unangemessen hart? Für sich betrachtet lässt der Satz das offen. Wenn ich mir aber vor Augen führe, dass Hans im Brünner SS-Lager mit Sicherheit von den Unterdrückungsmaßnahmen gehört hat und dass seine Ausbilder und Vorgesetzten Instruktionen gegeben haben müssen, wie man gegenüber der tschechischen Bevölkerung aufzutreten habe, verstehe ich diesen Satz als eine gewagte Kritik an den Praktiken der Besatzer und als Ausdruck seines moralischen

Empfindens. Ein Rest, ein Hauch von Rechtsbewusstsein, der nur bei genauem Hinhören vernehmbar ist.

Während Hans über die Verhältnisse in Brno bzw. in Tschechien schweigt, äußert er sich wiederholt zu den verschiedenen Fronten des Krieges. Erkennbar beeinflusst durch die offizielle Propaganda, verbreitet er Optimismus, wo sich bereits Niederlagen abzeichnen. Das gilt z.B. für das deutsche Afrikakorps. Die tatsächliche militärische Lage in Nordafrika stellte sich anders dar, als er sie meiner Großmutter erklärt.

*Über den afrikanischen Kriegsschauplatz brauchst Du Dir keine Sorgen machen. Wir kommen ja jetzt schon an 3 Stellen nach Afrika rüber! [23.11.1942]*

In Wirklichkeit gab es Anlass zu ernsthaften Sorgen. Bereits zwei Monate nach Hans' Eintritt in die SS, im Oktober 1942, verschlechterte sich die Situation für das deutsche Afrikakorps zunehmend, nachdem britische Truppen unter Bernard Montgomery zum Gegenangriff angesetzt hatten. Die kräftemäßig unterlegenen deutschen Truppen mussten sich nach Libyen zurückziehen. Anfang November landete amerikanische und britische Verstärkung in Marokko und Algerien. Der nun eröffnete Zweifrontenkrieg überforderte das geschwächte Afrikakorps und zwang zum weiteren Rückzug. Aufgrund der kritischen Situation an der Ostfront - die Wehrmacht musste sich aus dem Kaukasus zurückziehen und es bahnte sich das Stalingrad-Desaster an - konnte das Oberkommando nur unzureichende Verstärkung über Südfrankreich entsenden. Sie vereinigte sich im südlichen Tunesien mit der zurückweichenden Panzerarmee - ein letzter, zum Scheitern verurteilter Versuch, das Ruder herumzuwerfen. In einer völlig verquerten Gedankenkette verbindet Hans diesen militärischen Vorstoß mit dem Kriegsgeschehen in Nordwestrussland, wo ab Anfang 1942 etwa 100.000 deutsche Soldaten im Kessel von Demjansk südöstlich des Ilmensees von der Roten Armee eingeschlossen waren.

*Vorgestern hörte ich noch was davon, dass unsere neue Totenkopf-Division u. andere Verbände der Waffen-SS durch das besetzte französische Gebiet an die Mittelmeerküste vorgestoßen seien, um die USA-Truppen aus Afrika zu schlagen. [...]* Da werden aber die Totenkopfsoldaten ihre ganze Wut, die sich seit 13 Monaten bei den Abwehrkämpfen in den Moldauhöhen u. am Ilmensee in ihnen aufgespeichert hat, dem Yankee auf den Hintern zählen, dass es nur so kracht. Hoffentlich bin ich auch bald dabei! [13.11.1942]

Er wird *nicht* dabei sein. Kurz vor dem Ende der Rekrutenzeit geschieht etwas, was seinen Traum zerplatzen lässt.

## 6. Der Sündenfall

*Also ging es mit mehreren anderen in die Obstbäume u. zwar an einer Stelle, wo der Zaun niedergetreten war. Als wir die Taschen voll hatten, gingen wir kauend wieder zurück. [12.11.1942]*

Tatort: Schießplatz in Brunn-Medlan. Tatzeit: Montag, der 7. September 1942, morgens. Die Strafe: acht Tage verschärfter Arrest, anzutreten am 12. November.

*Damit Du weißt, was verschärfter Arrest überhaupt ist:*

*Alles außer dem Anzug u. einem Taschentuch wird abgegeben (auch Hosenträger u. Schnürsenkel). Jeden dritten Tag gibt es volle Verpflegung, sonst nur 1000 g Brot je Tag u. Kaffee. Post empfangen, lesen u. schreiben darf man auch nur jeden dritten Tag. Nachts wird die Pritsche mit 2 Decken hereingeschoben u. morgens wieder rausgenommen. [12.11.1942]*

Was war geschehen?

Wieder einmal verbrachten die Rekruten einen Vormittag auf dem großen Übungsplatz. Die Wartezeiten an den Schießständen nutzen die Schützen, darunter auch Hans, zu einem Besuch der Kantine. Mit knurrenden Mägen - es hat kein Frühstück gegeben - stellen sich die jungen Männer an das Ende einer Schlange vor dem Verkaufsstand, rücken langsam vor und freuen sich auf zwei Stück Kuchen oder eine Handvoll Äpfel. Als sie sich eine halbe Stunde später am Ziel ihrer Wünsche glauben, macht der Kantinenpächter den Laden zu. Die Nachfrage hat das Angebot überstiegen; Kuchen und Äpfel sind ausverkauft.

*Du kennst ja das Gefühl. Jedenfalls waren wir schwer wütend* - so beschreibt Hans seiner Mutter die erste Reaktion. Das ausgehungerte, enttäuschte Grüppchen fällt nun über benachbarte Obstbäume her, siehe oben. Hans betont zu seiner Entlastung mehrfach, dass der Zaun, der den Obstgarten vom Schießplatz trennt, nicht mehr in ordentlichem Zustand war. Keiner bemerkt, dass der Raubzug beobachtet wird: der Kantinenpächter wacht offenbar über sein Verpflegungsmonopol. Er stellt Hans und seinen Freund Rolf zur Rede - die anderen können rechtzeitig das Weite suchen. Nun folgt ein quälend langes disziplinarisches Nachspiel, eine Posse, die das Material zu einer Satire liefern könnte. Die Sache geht an den Kompaniechef, von dort an den Bataillonskommandeur, zum Gerichtsoffizier, dann wieder zurück an die Kompanie. Mehrere Wochen lang hören Hans und Rolf nichts mehr von der Angelegenheit; schon glauben sie, die Sache habe sich im Sande verlaufen. Da bittet sie der Kompaniechef zum Rapport:

*Wir ahnten nichts Gutes u. dann platzte die Bombe: „8 Tage verschärften Arrest!“ [12.11.1942]*

Hans wird also für eine Woche eingesperrt. Wie geht er damit um? Zunächst einmal setzt er sich über eine dienstliche Anweisung hinweg. Das erscheint auf den ersten Blick merkwürdig angesichts des militärischen Drills, der Pflicht zum unbedingten

Gehorsam und der Androhung schwerer Bestrafung bei Ungehorsam, angesichts einer strengen Erziehung in Elternhaus, Jungvolk und Hitlerjugend und der vielen „Führer“, die ihm seit neun Jahren diktieren, was erlaubt und was verboten ist. Es gelingt Hans, ein kleines Notizbuch und einen Bleistift an der Kontrolle vorbei in die Zelle zu schmuggeln. Das scheint ihm eine nur geringfügige Regelübertretung zu sein, denn seine Ideale, die ihn viereinhalb Monate vorher zum Eintritt in die SS bewegt haben, sieht er dadurch nicht in Frage gestellt. Das zeigen viele Äußerungen in dem Bericht, den er vom ersten Tag an heimlich schreibt.

Zudem kennen wir ja bereits seinen unbändigen Mitteilungswunsch.

*Ein Glück, daß ich mir Notizbuch u. Bleistift mit herein schmuggeln konnte, sonst wäre es wirklich langweilig! [12.11.1942]*

Er reagiert wie ein Jugendlicher von heute. Eine Woche ohne Handy und soziale Netzwerke: welch harte Strafe!

Und Hans schreibt und schreibt. Kein Tagebuch, sondern von der ersten bis zur letzten Zeile einen Brief, wie der Verfasser zu Beginn klarstellt:

*Meine liebe Mutti!*

*Über das Briefformat wirst Du dich nicht mehr wundern, wenn ich dir sage, daß ich nur mein Notizbuch hier hereinschmuggeln konnte, dessen Seiten ich als Briefbogen benutze. [12.11.1942]*

An Themen mangelt es ihm nicht. Er charakterisiert seine Wärter, beschreibt die Zelle, skizziert den Blick aus dem Fenster, berichtet über die Verpflegung und den Tagesablauf. Er sucht nach Rechtfertigungen für seine augenblickliche Lage und stellt Überlegungen über seine Zukunft an. Er versucht sich vorzustellen, wie das Leben daheim in Oranienburg weitergeht. Sogar ein Gedicht verfasst er. Wenn man sich durch die 18 zweiseitig beschriebenen Blättchen hindurchgelesen hat, bleibt der Eindruck, Hans habe acht anregende Tage in einer durchaus komfortablen Einrichtung verbracht.

Es gibt natürlich Wermutstropfen. Zum einen sieht Hans sich als Opfer einer Intrige. Er und sein Freund Rolf säßen deshalb in Haft, weil der Kompaniechef ihren unmittelbaren Vorgesetzten eins auswischen wolle.

*Als er hörte, daß Uscha König unser Gruppenführer war, fing er an zu toben [...] Ich muß bemerken, daß der Kompaniechef unseren Uscha nicht leiden kann. [...] Jedenfalls lag dem Chef sehr viel daran, uns mächtig reinzulegen. [12.11.1942]*

Die Tat, dieser dumme, kleine Sündenfall, tritt völlig in den Hintergrund. Es gibt keine mildernden Umstände: nicht der Hunger zählt, nicht die Unwissenheit der Rekruten, die kein Verbotsschild sahen, nicht die bisherigen Verdienste der Täter:

*Wir 2 waren - ohne uns rühmen zu wollen - die besten Männer des Zuges: Rolf der MG-Schütze 2 u. ich 1 und unser MG-Trupp war der beste in der Kompanie, was wir oft genug beweisen konnten. [12.11.1942]*

Dass das alles plötzlich nichts wert ist, sondern dass ein Vorgesetzter sich anmaßt, Hans' Eignung zum SS-Mann ganz grundsätzlich in Frage zu stellen, ist die eigentliche Kränkung - oder *Schweinerei*, wie Hans es nennt. Die Meldung des Kompaniechefs *enthielt sogar die Bemerkung, daß unser Verhalten auch sonst sehr schlecht sei, was ja deshalb sehr bemerkenswert wäre, weil wir beide höhere Schulbildung hätten u. beide Führerbewerber seien u. somit genau wissen müßten, was wir zu tun u. zu lassen hätten.* [12.11.1942]

Empörung über die Ungerechtigkeit und die Maßlosigkeit der Strafe beherrschen die ersten zwölf Seiten, vollgeschrieben am ersten Tag des Arrestes. Oder von der Seele geschrieben, abgehakt - denn ab Tag zwei richtet sich Hans' Blick auf andere Themen. Die Unzufriedenheit blitzt nur kurz auf, wenn er an die heiß ersehnte Fronterfahrung denkt, die für ihn und seinen Freund Rolf erst einmal die Ferne gerückt ist:

*Unsere Kameraden sind bestimmt schon dabei. Es ist zum Kotzen!* [13.11.1942]

Dass er die acht Tage hinter Gittern - zumindest äußerlich - insgesamt doch recht gelassen auf sich nimmt, liegt nicht zuletzt daran, dass ihm Leitbilder serviert worden sind, mit denen er sich glaubt vergleichen zu können: Trenck der Pandur, Friedrich der Große, Bismarck und der Führer persönlich.

*1000 Meter von hier auf dem Spielberg saß vor 2 Jahrhunderten auch einer, unschuldig, sogar ein ganz berühmter Offizier: Trenck der Pandur. Den hatten die Nachfolger Maria Theresias hier eingesperrt, weil er mehr Erfolge u. gute Eigenschaften aufweisen konnte als sie (die Nachfolger).* [12.11.1942]

Trenck der Pandur: Das ist der Titel eines 1940 gedrehten Spielfilms mit Hans Albers in der Titelrolle. Wie der Kinoheld, so saß auch der historische Freiherr von Trenck im Gefängnis, allerdings nicht nebenan auf dem Spielberg, sondern in Magdeburg, und er war eine eher zwielichtige Gestalt. Das alles weiß Hans natürlich nicht. Der ihm bekannte Film-Trenck ist ein adliger Oberst in Diensten der Habsburger, ein Kriegsheld mit antifranzösischer Haltung, ganz im Sinne des nationalsozialistischen Weltbildes. Ein Idol, das Hans jetzt stolz erwähnt.

Wo er schon einmal nach historischen Vorbildern sucht, fällt ihm außerdem Friedrich der Große ein. Auch hier wird er seine Kenntnisse aus einem Historienfilm bezogen haben: „Der alte und der junge König“ aus dem Jahre 1935 mit Emil Jannings und Werner Hinz in den Hauptrollen. Jeder Schuljunge kannte die Geschichte des jungen Kronprinzen Friedrich, der zusammen mit seinem Freund Katte heimlich eine Flucht nach England plant, wofür beide mit Festungshaft bestraft werden. Der gar nicht väterliche „Soldatenkönig“ wandelt die Haftstrafe gegen Katte eigenmächtig in ein Todesurteil um. Er zwingt seinen Sohn dabei zuzusehen, wie der beste Freund hingerichtet wird. Der Herrscher steht über dem Gesetz, der Sohn und Untertan leidet, aber letztlich verurteilt der Film die harte Maßnahme nicht.

Und es gibt ja auch das aktuelle Vorbild:

*[...] der Führer saß schließlich auch ein paar Monate in Landsberg am Lech.*  
[13.11.1942]

Tatsächlich verbüßte Adolf Hitler 1924 eine neunmonatige Haftstrafe auf der Festung Landsberg. Sein Vergehen, ein dilettantisch inszenierter Putschversuch, deuteten die Nationalsozialisten zum Triumph um. In der Hitlerjugend gedachte man sicher jährlich am 9. November der „Blutzeugen der Bewegung“, und Hans weiß natürlich nicht, dass er einer propagandistischen Legendenbildung aufgesessen ist.

Hans meint also, der Arrest könne ihn nicht ernsthaft erschüttern. Einen weiteren Grund dafür sieht er in den Erziehungsmethoden seiner Mutter:

*Ein Viertel unserer Strafe ist nun schon abgesessen. Wie du mich kennst, werden mir die anderen 3 Viertel auch nicht lang werden. Als ich noch klein war, wußtest Du schon, warum Du mir bei oft gegebener Gelegenheit die Hosen stramm zogst, anstatt mich einzusperren, was andere Mütter oft zu tun pflegen.* [13.11.1942]

In seiner Zelle genießt Hans einen Komfort wie wohl kein zweites Mal in seinem Leben.

*Meine liebe Mutti!*

*Ich habe fabelhaft geschlafen. Seit gestern Mittag liege ich in einem anderen Quartier, nämlich in einem Waschraum. [...] jetzt, also seit gestern mittag, habe ich es schön warm, kann den Anblick eines kleinen Kräutergartens u. dahinter des Spielbergs mit der Festung, in der der ungarische Pandurenoberst Freiherr von der Trenck gefangen saß, genießen. Außerdem steht hier eine Bettstelle mit Drahtgeflecht, die tagsüber drin bleibt. Und das schönste: Ich habe fließendes Wasser, warm u. kalt, u. vor allem eine Brause, die ich gestern abend u. heute früh (es ist jetzt etwa 10 Uhr) benutzt habe.*  
[13.11.1942]

Im Grunde empfinde er seine Situation gar nicht als Strafe, denn er wisse sich angenehm zu beschäftigen:

*Jetzt begann ich mein Wunschkonzert u. lief dabei hin und her - 2 Stunden lang. Dann - also um 18 Uhr - kam wieder der Rottenführer u. gab mir die Decken zur Nacht herein. Ich machte dann noch ein Stündchen Wunschkonzert.* [18.11.1942]

Was Hans da genau treibt, schreibt er nicht. Wahrscheinlich kann er voraussetzen, dass seine Mutter weiß, was gemeint ist. Das „Wunschkonzert der Wehrmacht“ war die wohl beliebteste Rundfunksendung während des Krieges. Im Winterhalbjahr wurde sie zweimal wöchentlich ausgestrahlt und dauerte drei Stunden. Sie war ebenso bekannt wie der Ende 1940 produzierte UFA-Film „Wunschkonzert“ mit Ilse Werner in einer der Hauptrollen. Mit 23 Millionen Zuschauern bis 1945 nahm er die zweite Stelle unter den NS-Unterhaltungsfilmen ein. Selbstverständlich handelte es sich auch hier nicht nur um unpolitische Unterhaltung. Goebbels hielt die Musik in Kriegzeiten „genauso wichtig wie Kanonen und Gewehre“; nach seinen Worten waren jetzt „optimistische Lieder“ und eine „lebensbejahende und herzerhebende“ Musik gefragt.<sup>11</sup> Unzähligen Wunschkonzerten wird Hans in den sieben Jahren vor seinem Eintritt in die SS

gelauscht haben, zusammen mit seiner Schwester und seiner Mutter. Nun dient ihm die Erinnerung an diese Sendungen dazu, sich die Haft zu kurzweiliger zu gestalten.

Zwar freut Hans sich auf die Entlassung, aber hartnäckig weist er immer wieder darauf hin, dass eine solche Strafe wirkungslos an ihm abgleite, wie in seiner Kindheit. Mehr noch, er will sich und anderen zeigen, dass er über alle Ressourcen verfügt, um seiner Lage etwas Angenehmes abzugewinnen und damit letztlich seinen Vorgesetzten, die ihn so ungerecht behandelt haben, eins auszuwischen.

*Wenn ich nicht gerade schreibe, vertreibe ich mir die Zeit mit Fliegenfangen, Wunschkonzert spielen (mußttest Du mit anhören!), Deklamieren, Dichten, Philosophieren, Kopfrechnen, Freiübungen u. was der Dinge mehr sind. [13.11.1942]*

So sieht seine Bilanz aus:

*Nun noch 2 Tage hier! Hier habe ich wenigstens das gehabt, was ich in meiner Rekrutenzeit immer als höchstes Glück der Erde ersehnt habe: - Ruhe - ! Da bin ich mal wieder endlich zur Selbstbesinnung gekommen, konnte über dies u. jenes nachdenken, kurz - ich habe die Zeit voll ausgenutzt. [16.11.1942]*

Sofort nach seiner Entlassung schickt Hans die 36 Seiten des Notizbuches - *einen ganz langen Brief* - seiner Mutter nach Oranienburg. Damit ist das Thema erledigt. Nur ein einziges Mal, schon in Finnland, wird er in einer kurzen Bemerkung noch einmal darauf zurückkommen. Was für ihn im November 1942 der härteste Teil der Strafe ist, nämlich nicht mit seinen Kameraden in den Kampf auszurücken, wird er später in einem anderen Licht sehen: Die Strafe habe ihm möglicherweise das Leben gerettet.

Hat der Arrest einen Sinneswandel bewirkt? Ist Hans *endlich zur Selbstbesinnung gekommen*? Zunächst hat es nicht den Anschein. Auch in der Korrespondenz der nächsten Monate finden sich immer wieder Hinweise auf seine bedingungslose Hingabe an die nationalsozialistischen Ideale. Er möchte nicht, dass daran gezweifelt wird. Seine Mutter bittet er um äußerste Diskretion im Umgang mit dem, wovon er nur sie und vier weitere Personen in Kenntnis gesetzt hat:

*Daß ich im Bunker sitze, bleibt natürlich unter uns. Gretchen habe ich auch schon davon geschrieben u. Jürgen Roll, Hans Lützke, der bei den Panzern in Stahnsdorf ist, sowie Joachim Dorow wissen es auch. Tante Trude, Omama, Grablers, Bettzüches usw. usw. dürfen nichts davon erfahren! [13.11.1942]*

Das verbotene Eindringen in den Obsthain erscheint ihm wahrscheinlich wie ein Staubkorn im Gewehrlauf, das beim Appell aufgefallen ist. Eine hässliche Angelegenheit, die eine Strafe nach sich zieht, ansonsten aber niemanden etwas angeht und schnell in Vergessenheit geraten soll. Gleich im ersten Satz spielt er die Angelegenheit herunter, indem er eine daheim sicher bekannte, euphemistische Umschreibung für ein preußisches Militärgefängnis verwendet:

*Ich sitze nämlich z.Zt dort, wo jeder richtige Soldat einmal sitzen muß, also bitte, setz dich erst - bei Vater Philipp! [12.11.1942]*

In der Familie beschwert man sich nie über die schweren, ängstigenden und besorgniserregenden Seiten des Lebens. Betroffenheit zeigen? Auf keinen Fall. Wird man von einem Unglück heimgesucht, so soll man unnachgiebig gegen sich selbst sein, so wie der Soldatenkönig es von seinem Sohn fordert; alles andere wird als Schwäche ausgelegt. Hans hat diese Haltung übernommen und dürfte auch jetzt keinen Zweifel an der Richtigkeit seiner Entscheidung zulassen, der SS beigetreten zu sein, und er wird an dem Glauben festhalten, dass er eines Tages die höheren Weihen eines SS-Führers erhalten wird. Er hat die Äpfel vom Baum gepflückt, aber die Erkenntnis ist ausgeblieben. Die nächsten Briefe wird er aus Dachau abschicken, wo er - gegen seinen Wunsch - die Ausbildung fortsetzen muss. Der Ärger über die Entscheidungen, die man über seinen Kopf hinweg trifft, nagt jedoch im Verborgenen an seiner Linientreue, sodass diese langsam, aber unaufhaltsam zur Fassade wird.

## 7. Wand an Wand

Gleich nach seiner Ankunft in Dachau kauft Hans mehrere Ansichtskarten und versendet sie. Zwei, die an seine Mutter gingen, liegen nun vor mir. Die erste, datiert auf den 3. Dezember 1943, zeigt eine Bleistiftzeichnung: Ein Panzerkommandant richtet sich steil aus der Luke des Turms heraus auf und blickt in die Ferne. Trotz seines weichen, entspannten Gesichtsausdrucks wirkt er kraftvoll und überlegen, da der Betrachter von unten her zu ihm hinaufschaut. Vor sich erhebt sich, scheinbar aus seinem Unterleib herauswachsend und einem Phallus gleichend, das mächtige Kanonenrohr seines Fahrzeugs. Ich drehe die Karte um und lese die Legende: „Männer der Westfront. Oberleutnant v. Jaworski, der mit seinem Panzerkampfwagen im feindlichen Feuer einen Zerstörer in Brand schoß, Zeichnung von Wolff Willrich“. Ich verstehe, dass Hans diese Karte so gefiel, dass er sie erwarb und verschickte. Hatten doch vom Fußende des Bettes im Brünner SS-Lager zwei Mädchen, Werke des gleichen Zeichners, zu ihm hinübergeblickt. Und als Panzerkommandant zu imponieren und zum Helden aufzusteigen war einer seiner Träume.

So weit ist er aber noch nicht. Nach der langen Bahnfahrt schreibt er eilig auf die Karte:

*Liebe Mutti!*

*Nach langweiliger Fahrt von 48 Stunden sind wir endlich heute morgen hier angekommen. Die Verpflegung ist noch besser als in Brünn. Für heute genug! Bin verdammt müde!*

*Herzl. Gruß u. Kuß!*

*Dein Hans*

Das hört sich harmlos an, ist aber ein - wenn auch ungewollter - Hinweis sowohl auf die kriegsbedingten Störungen der Transportwege als auch auf den Terror des NS-Regimes. Der Zug, der Hans von Brno nach Dachau gebracht hat, ist zwei Tage und zwei Nächte auf einer Strecke von 650 km unterwegs gewesen - eine Fahrt, die heute höchstens neun Stunden dauern würde. *Hier*: das SS-Übungslager Dachau, wo Hans die Ausbildung fortsetzen soll, Wand an Wand zu dem Ort, der zu den grauenvollsten gehört, die das NS-Regime hervorgebracht hat. Das Übungslager liegt unmittelbar neben dem Konzentrationslager mit seinen Unterkünften für Häftlinge und Wachmannschaften, der Lagerkommandantur und den Krematorien.

Zwei Tage später schickt Hans schickt eine weitere Ansichtskarte. Wie unschuldig sie aussieht! Hell gestrichene Neubauten begrenzen eine weite, menschenleere Fläche. Es ist der Eicke-Platz in Dachau, wie ich auf der Rückseite lese. Dort und entlang der „Straße der SS“ lagen die Wohnungen und Villen der SS-Leute. Ich finde schnell heraus, wen man für wert befunden hatte, diesem Platz den Namen zu verleihen: Theodor Eicke, der Psychopath, dem Himmler die Aufsicht über die Konzentrationslager des Reiches überließ, der genau wusste, wie man Menschen zu manipulieren hatte, dass sie in der Lage waren, anderen Menschen die Würde zu rauben, sie zu quälen, grausam zugrunde zu richten und zu ermorden.

Hans erwähnt das KZ mit keinem Wort, und aus den Briefen geht nie hervor, ob er dort tätig war. Über den Dienst durfte ja nichts nach außen dringen. Seine Post trägt jetzt den Vermerk „SS-Feldpost“. Weil er im SS-Lager auf eine besondere Mission vorbereitet wird, ist davon auszugehen, dass seine Korrespondenz noch strenger als in Brunn kontrolliert wird. Er weiß, dass man Äußerungen ahndet, die als Verrat militärischer Geheimnisse oder „Wehrkraftzersetzung“ ausgelegt werden könnten. Dazu gehören wie bisher kritische Äußerungen zu Maßnahmen der Vorgesetzten, der militärischen Führung und der Reichsregierung, aber auch Aussagen über Vorgänge im KZ. So wird man nie wissen, was er darüber erfährt, z.B. über die grausamen Bestrafungs- und Tötungsmethoden, über die Genickschussanlage, als deren Erfinder der Lagerkommandant gilt, oder über die in diesen Monaten an Häftlingen durchgeführten Unterkühlungs- und Unterdruckexperimente.

Das Übungslager und das Konzentrationslager Dachau waren zwar formal getrennt, teilten sich jedoch zahlreiche technische und logistische Einrichtungen. Im „Gemeinschaftshaus“ trafen sich SS-Angehörige beider Bereiche nach Dienstschluss. Es ist also davon auszugehen, dass Hans mit dem Personal des Konzentrationslagers in Berührung kam, vielleicht auch an gemeinsamen Schulungen teilnahm.

KZ-Häftlinge wurden im Übungslager und in der Stadt zu Zwangsarbeiten eingesetzt. Sie mussten z.B. die öffentlichen Straßen in unmittelbarer Nachbarschaft des KZ-Geländes ausbauen. Für die Dachauer waren die schweren Arbeitsbedingungen auf den Baustellen offen sichtbar. Im Dachauer Amtsblatt wurden die Zwangseinsätze der Häftlinge angekündigt, und man verwies auch auf den Schießbefehl der Wachposten: „Die SS der Standortführung Dachau baut z.Zt. die [...] ›Lagerstrasse‹ aus. [...] Bei den Arbeiten werden Häftlinge des Kon. Lagers verwendet. Zur Verhinderung von Fluchtversuchen dieser Häftlinge ist die Bewachungsmannschaft angewiesen, sofort von der Schusswaffe Gebrauch zu machen.“<sup>12</sup> Hans kennt diese Behandlung der Häftlinge aus seiner Heimatstadt. Er sah, wie Häftlingskolonnen an seinem Elternhaus vorbei zu ihren Arbeitseinsätzen getrieben wurden. Was empfindet er, als er sich jetzt, zum zweiten Mal, damit konfrontiert sieht? Kann er diese Menschen nach der jahrelangen nationalsozialistischen Indoktrination noch als Personen wahrnehmen?

Die Absenderangaben der beiden Postkarten weisen darauf hin, dass Hans zum Sonderkommando „K“ abgeordnet worden ist. Hinter dieser Bezeichnung verbirgt sich ein Vorhaben der Reichs- und SS-Führung, das ebenso ehrgeizig wie skrupellos war, wie alle Pläne für die besetzten Gebiete. Das „K“ steht für Kaukasus. Im August 1942, kurz nach der Eroberung kaukasischer Ölfelder durch deutsche Truppen, hatte Himmler den Befehl zur „Totalerforschung“ der Gebirgsregion erteilt. Eine Expedition aus Wissenschaftlern sollte dort landwirtschaftlich-botanische, zoologische, geophysikalische und anthropologische Untersuchungen vornehmen, und das Sonderkommando „K“ war dafür vorgesehen, dieses Unternehmen zu „sichern“. Dass dieses Wort im Sprachgebrauch der SS-Führung nur Furchtbares bedeutet, weiß man heute. Das Kommando umfasste neben den Mannschaften 35 Führer und 115 Unterführer. Die zunächst mit sechs Wochen angesetzte Ausbildung begann Ende September 1942, also gut zwei Monate vor Hans' Versetzung nach Dachau. Allerdings

war dem Vorhaben kein langes Leben beschieden. Die militärische Lage änderte sich bald grundlegend. Nach den Niederlagen an der Ostfront ließ man die Pläne für das Unternehmen wieder fallen und im Februar 1943 wurde das Kommando aufgelöst. Hans musste also nicht aus erster Hand erfahren, wie die SS im besetzten Kaukasus mit der Zivilbevölkerung umgehen würde. Die Instruktionen für die Umsetzung des Auftrages wird er aber sicherlich erhalten haben.

Über den Dienst und die Ausbildung schweigt sich Hans zunächst aus:

*Seit dem 13.12., als ich Dir den letzten Brief schrieb, ist hier allerhand passiert. Sport treiben wir immer noch stark in Matsch und Kälte! Weiter darf ich ja vom Dienst nichts schreiben. [22.12.1942]*

Als er hingegen auf die Weihnachtsfeier seiner Kompanie zu sprechen kommt, überschlägt er sich dermaßen vor Stolz und Begeisterung, dass er, was sonst nie vorkommt, nicht mehr in der Lage ist, das Satzgefüge korrekt zu Ende zu führen:

*Die Freizeit der letzten Woche war vom Üben für die Weihnachtsfeier ausgefüllt. Unsere Stube, meine 18 Specker und ich, bestritt den größten Teil des Programms. Wir stellten den Gesangs- und Sprechchor, die Einzelsprecher, von denen ich ein Gedenken beim Entzünden der Weihnachtskerzen zu sprechen hatte, den besten Klavier- und Akkordeonspieler, der mein stellv. Stubenältester ist, und außerdem brachten ein Kamerad u. ich ein artistisches Stück, „Blau bleibt blau!“, in dem ich meine ganze Kraft 15 Min. lang auf den anderen, der den „Blauen“, völlig leblosen, nur ab u. zu „Hicks“-aufstoßenden, anwenden mußte, wir waren hinterher beide fertig!*

*Die Feier war jedenfalls ganz groß, sie ist mit unserem Magnetophon (eine neue Art Schallplattenapparat) aufgenommen worden.*

*Das Schönste war natürlich die Rede unseres Kdrs, SS-Stubaf Dr. Schäfer, der an diesem Abend in wenigen Stunden mit wenigen Worten all unsere Herzen gewann. Die Weihnachtsgeschenke für uns waren bestimmt gut. Jeder bekam 1 große Tüte mit Pfefferkuchen, außerdem noch einen großen Teller mit Bonbons, Keks u. sonst noch Butterdosen, Rasierapparate, Trinkbecher, Malzextrakt, Zahnpasta usw. Zu trinken gab es Punsch u. französ. Rotwein! Der Kdr. war zufrieden mit uns, was wir auch jetzt im Dienst noch spüren. [22.12.1942]*

Wer ist dieser Dr. Schäfer, der das Herz des Schützen Hans Grieben gewinnt?

Ernst Schäfer (1910 - 1992) war Biologe, Anthropologe und SS-Sturmbannführer, was dem Rang eines Majors entspricht. Bereits 1933 war er in die SS eingetreten. Als Hans ihn kennlernt, hat Schäfer sich bereits mit mehreren Tibet-Expeditionen einen Namen gemacht. Die letzte lag vier Jahre zurück. Die Reichsführung hatte ihn 1938 damit beauftragt, für die SS-Organisation „Ahnenerbe“ eine weitere, seine dritte „wissenschaftliche“ Expedition nach Tibet zu leiten. Himmler ernannte sich zum Schirmherr des Unternehmens und befahl, dass alle Expeditionsteilnehmer SS-Mitglieder waren oder wurden. Ernst Schäfer war für Hans und meine Großmutter sicher kein Unbekannter. Möglicherweise kannten sie seine Publikationen, z.B. „Unter Räubern im Tibet“.

Während Hans und seine Kameraden nach der Auflösung des Sonderkommandos an die Front geschickt wurden, blieb Schäfer in München, wo er das „Sven Hedin-Reichsinstitut für Innerasien und Expeditionen“ gründete. Mit dem „Ahnenerbe“ hielt er weiterhin engen Kontakt, so auch mit ihrem Anthropologen und SS-Hauptsturmführer Bruno Beger, der ihn bereits auf der letzten Tibet-Exkursion begleitet hatte und der auch bei der „Totalerforschung des Kaukasus“ mitwirken sollte. Beger war besessen von der Idee, menschliche Schädel für sogenannte rassenkundliche Forschungen zu vermessen, und schreckte nicht davor zurück, dafür in Auschwitz jüdische Häftlinge zu selektieren und ermorden zu lassen. So auch für Schäfers Institut, dessen Mitarbeiter er wurde. Schäfer bedankte sich: „Fein, dass Du auch mongolische Typen für uns herausgreifen konntest“.<sup>13</sup>

Den Ausgang während der Dachauer Zeit nutzt Hans für Fahrten in das nur 20 Kilometer entfernte München. Nach einem Besuch im Münchener „Haus der Deutschen Kunst“ ist er begeistert: die bildenden Künste haben es ihm angetan.

Wie wir wissen, zeichnet und gestaltet Hans leidenschaftlich gern, eine Neigung, die in der Familie wohlwollend gefördert worden ist. In der Tischlerei seines Onkels hatte er schon in der Kindheit die Herstellung von Möbelstücken in allen Phasen, vom Entwurf bis zum Aufragen der letzten Lackschicht, beobachten können. Sein Vater war zeichnerisch begabt, was einige Aquarelle bezeugen, die er in seiner Jugend angefertigt hatte. Hans' Briefe zeigen seine visuelle Veranlagung, seine Neigung, das Wahrgenommene in kurzen Schilderungen, gelegentlich unterstützt von kleinen Zeichnungen, anschaulich mitzuteilen. Staunend durchschreitet er nun die Ausstellungshallen des Museums.

*Alles, was man da sieht, ist erstklassige Kunst. Es ist auch kein Gegenstand dort, der irgendwie aus dem Rahmen fiele. Sogar Bildwerke von Thorak, Breker u. Klimsch waren dort. (Thorak: „Pietà“, „Der letzte Flug“ u. eine Dürerbüste; Breker: „Der Wächter“ u. eine Bismarkbüste; Klimsch: „Die Woge“) Es war phantastisch! [3.1.1943]*

Der staatlich gelenkte Kulturbetrieb hatte hier, in der 1937 eingeweihten Münchener Gemäldegalerie, eine Bühne für Künstler geschaffen, die mit dem Nationalsozialismus sympathisierten und dadurch ihre Karriere sicherten. Ein Blick in die Biografien der Bildhauer, deren Skulpturen Hans aufzählt, zeigt den Abgrund eines amputierten und durch die Macht korrumpierten kulturellen Lebens.

Der Bildhauer und Architekt Arno Breker (1900 - 1991) galt als „Vorzeigekünstler des Dritten Reiches“. 1937 trat er in die NSDAP ein, durfte seine Skulpturen im Deutschen Pavillon der Pariser Weltausstellung zeigen und sich an der Olympischen Kunstausstellung in Berlin beteiligen. Von 1938 bis 1944 war er Professor einer Bildhauerklasse an der Hochschule für Bildende Künste in Berlin. Er stand in persönlichem Kontakt zu Hitler, der ihn an Planungen zum Ausbau der Reichshauptstadt beteiligen wollte und ihm dafür ein eigenes Großraumatelier errichten ließ. Für die Neue Reichskanzlei und andere öffentliche Gebäude fertigte Breker Skulpturen und Reliefs an, u.a. die allegorische Darstellung „Kameraden“. 1941

wurden im NS-Staatsauftrag die „Arno Breker Steinbildhauerwerkstätten“ gegründet, in denen Kriegsgefangene Brekers Modelle - wie die „Hitler-Büste“ von 1941 - umsetzen und vervielfältigen mussten. Die Vichy-Regierung lud ihn 1942 ein, seine Werke in Paris in einer großen Einzelausstellung zu zeigen. 1944 produzierte die UFA über ihn den biografischen Kulturfilm „Harte Zeit, starke Kunst“.

Die Skulpturen des Bildhauers Ernst Thorak begeistern meinen Onkel ebenfalls. Thorak (1889 - 1952) war in Berlin zunächst auf Widerstand gestoßen: 1935 hatte die Jury im Wettbewerb für die künstlerische Ausgestaltung des „Reichssportfeldes“ die Werke des Österreichers abgelehnt. Erst nach dem Hinweis aus der NSDAP, dass Hitler die Arbeiten des Bildhauers schätze, wurde die Haltung revidiert. Seitdem war der Aufstieg Thoraks mit zahlreichen Aufträgen gesichert. Er gestaltete Monumente für öffentliche Bauten, Autobahnen und die bekannten Pferde für die Terrasse der Neuen Reichskanzlei. Vielleicht hatte Hans später die Gelegenheit, den UFA-Kurzfilm „Joseph Thorak – Werkstatt und Werk“ zu sehen, der 1943 in die Kinos kam.

Der von ihm ebenfalls bewunderte Bildhauer Fritz Klimsch (1870 - 1960) war in die Liste der von Adolf Hitler und Joseph Goebbels erwählten zwölf wichtigsten bildenden Künstler des Deutschen Reiches, der sogenannten „Gottbegnadeten-Liste“, aufgenommen worden.

Sicher weiß Hans, dass Kunstwerke, die sich nicht in das Konzept der Nazi-Ideologie einfügten, als „entartet“ gebrandmarkt wurden, dass über viele Künstler ein Ausstellungs- oder Malverbot verhängt worden war und Künstler jüdischer Herkunft vom kulturellen Leben ausgeschlossen wurden. Die folgende Äußerung aus einer 1941 erschienenen Monografie beschreibt beispielhaft, was der Kunstinteressierte, also auch Hans, schätzen sollte, nämlich eine „neue deutsche Kunst“: „Man muß einsehen, daß es ein anderes ist, ob z.B. ein Bauer rein beiläufig um bestimmter künstlerischer Wirkungen willen zum Motiv wird, oder ob *wir* ihn malen mit der brennenden Sorge der Landflucht in unserem Herzen, mit dem Gedanken an die Erhaltung der besten Erbmasse ( ... ). Es ist ein anderes, ob ein Kinderwagen in der Sonne bloß eines feinen Lichterspiels wegen konterfeit wird, oder ob wir die Aureole der strahlend weißen Kissen zum Ausdruck der Freude über die Geburt eines jungen deutschen Menschen und unserer Zuversicht für seine Zukunft machen.“<sup>14</sup>

Obwohl mein Onkel gerne Menschen und Landschaften zeichnete und ihn das Spiel des Lichtes faszinierte, ist kaum anzunehmen, dass ihn programmatische Äußerungen dieser Art erreichten. Seine Begeisterung für die Exponate im „Haus der Deutschen Kunst“ war die des neunzehnjährigen Kleinstädters, der sich plötzlich im Tempel der, wie er annehmen musste, größten deutschen Künstler wiederfand und vor Werken stand, die er bis dahin höchstens von Kunstpostkarten oder aus Bildbänden kannte.

Das Jahr 1942 geht zu Ende. Wie man im SS-Übungslager das neue Jahr begrüßt, schildert Hans seiner Mutter am 3. Januar 1943. Sie erfährt: Ihr Sohn erinnert sich am Morgen des 1. Januars nicht mehr daran, was in der Sylvesternacht nach halb zwölf geschah. Er rekonstruiert die Ereignisse: Man trinkt bis zur Bewußtlosigkeit *Rum*,

*Curaçao u. pikfeinen französ. Likör!!!* Und man trinkt Blutsbrüderschaft. Sogar mit dem Spieß, mit einem Unterführer! Nicht nur der Schädel dürfte Hans und seinen Stubenkameraden am nächsten Morgen wehgetan haben. Sie sehen und spüren die Folgen einer Schlägerei: einige, wie Hans, betrachten erstaunt ihre aufgeschlagenen Knöchel, andere halten sich ihre verrenkten, schmerzenden, blutigen Unterkiefer. Dumpf erinnert sich Hans daran, dass man Kampfparolen grölte. Und dass er mit einstimmte: *Mein Schlachtruf in dieser Nacht war: Disziplin in jeder Lebenslage.*

Damit endet sein Bericht über die Sylvesternacht. Er bittet seine Mutter noch, dass sie ihm ihrerseits schreibt, wie sie ins neue Jahr gekommen ist. Gerne wüsste ich, was sie geantwortet hat. Die Euphorie ihres Sohnes zum dritten Jahreswechsel des Krieges hat sie sicher nicht geteilt, nach einem Jahr der Schicksalsschläge. Ich erfahre nur, dass sie dem Wunsch ihres Sohnes gefolgt ist:

*Liebe Mutti!*

*Vielen herzl. Dank für Deinen langen Brief vom 9.; da hast Du Dich ja wirklich auch mal beim Briefeschreiben angestrengt. [9.1.1943]*

Und nebenan? Mit welchen Gefühlen mochten die KZ-Häftlinge auf das zurückliegende Jahr zurückgeblickt haben? Welche Verluste, Entwürdigungen und Qualen lagen hinter ihnen? Waren sie noch in der Lage, ihren Blick nach vorne zu richten? Drang das Gegröle der feiernden SS-Mannschaften zu ihnen herüber?

Den letzten Abschnitt seiner Ausbildung absolviert Hans im Kleinwalsertal, wohin das Sonderkommando „K“ im Januar 1943 für mehrere Wochen verlegt wird. Hans ist zunächst von der ihm völlig unbekannten Alpenlandschaft überwältigt. *Liebe Mutti! Ist es nicht schön hier?*, schreibt er auf eine Ansichtskarte, die das verschneite Riezlern vor beeindruckenden Zweitausendern zeigt [29.1.1943]. Einen der fünf Briefe aus dieser Zeit schickt er aus Auenhütte ab. In der Internet-Werbung lese ich: „Der Berggasthof Auenhütte liegt direkt am „Olympiahang“ – einer Abfahrt für Skiprofis. Die schwarze Piste am Hohen Ifen war einst das Trainingsgebiet der Deutschen Alpinen Skinationalmannschaft, die hier für die Olympischen Winterspiele von 1936 in Garmisch Partenkirchen trainierte. Für Geübte also Grund genug, die Abfahrt zu wagen und auf olympischen Spuren zu wandeln.“<sup>15</sup> Auch die SS-Soldaten wandeln nun auf olympischen Spuren. Zunächst äußert Hans sich in der gewohnten Weise über die harten Anforderungen.

*Gretchen fragt, ob ich beim Schilaufen falle. Die müßte hier mitmachen. Das Üben ist ja ungefährlich, aber heute sind wir zu den Zweitausendern hinaufgeklettert. Es war kühl u. windig droben - aber schön! Die Abfahrt war auch ganz groß - bis auf den letzten Hang, der sich als ganz hinterlistige Knochenmühle entpuppte. Nur wenige kamen nicht als Schneemänner unten an. [26.1.1943]*

In den folgenden Briefen ändert sich jedoch der Ton. Keine Spur mehr von Begeisterung. Was Hans nun schreibt, zeigt die innere Zerrissenheit des 18-Jährigen in einer extremen Belastungssituation. Jetzt geht es ums Überleben. Aus der Sicht der SS-

Führung hatte die winterliche Schulung in über 1300 m Höhe Vorteile: Die Soldaten erhielten eine alpine Ausbildung für Einsätze im Hochgebirge oder in schneereichen Gebieten. Zum anderen waren sie vom Rest der Truppe isoliert, so dass von den Ausbildungsmethoden noch weniger nach außen drang, als es ohnehin schon der Fall war. Anders gesagt: Sie waren der Härte, ja, der Grausamkeit ihrer Ausbilder, die sie für das „Sichern“ im Kaukasus vorbereiten sollten, völlig ausgeliefert. So deutet Hans es an.

Dass die Ausbilder in der Abgeschlossenheit der Tiroler Bergwelt, weit weg von jeglicher Kontrolle, den Drill und die Gehirnwäsche an den SS-Rekruten auf die Spitze treiben, zeigt ein Brief, den Hans an der Zensur vorbei nach Oranienburg schmuggelt. Er traut sich, etwas Ungeheures zu schreiben: Er kritisiert einen Ausbilder, den er dazu namentlich nennt. Er nennt ihn *ein Kapitel - ein schlimmes sogar - für sich*. [22.2.1943] Im gleichen Brief zeigt er sich erleichtert, wegen einer Knieverletzung der harten Ausbildung in der Bergeinsamkeit entkommen zu sein, wobei er sicherlich nicht nur den Skiunterricht meint. In eigenartig ambivalenten Sätzen versucht er den Balanceakt, die Widerwillen gegenüber den Ausbildungspraktiken und die Unantastbarkeit seiner SS-Ideale in Einklang zu bringen.

*Die 4 Wochen oben waren hart u. voller Schikane. Aber ich bin dabei der Alte geblieben; andere haben sich verändert, teils zum Guten, teils zum Schlechten hin. Letztere sind zum größten Teil erkannt u. werden von uns nicht mehr als Kameraden, von den Vorgesetzten nicht mehr als SS-Männer u. Soldaten behandelt.* [22.2.1943]

*Ich bin dabei der Alte geblieben* - auf welche Seite seines Wesens bezieht sich Hans? Auf die pubertären Ideale des Hitlerjungen? Auf die menschliche, zivilisierte Seite seines Ichs? Was glaubt er bewahren zu können? Sicher ist, dass er einen Kameradschaftsgeist glorifiziert, der Vorgesetzte und Mannschaften umfasst und dem Einzelnen das Gefühl gibt, einer eingeschworenen Elitegemeinschaft anzugehören. Dieser Kult trägt religiöse Züge, wird nicht hinterfragt - und entlastet den Einzelnen bei den aus der Gruppe heraus begangenen Verbrechen. Wer nicht mithält, wird ausgestoßen. Die Schlechten: Das sind diejenigen, die nicht mitmachen, die Zweifel äußern, Ängste zeigen, sich dem Gruppendruck entziehen. Die Schädlinge, die als solche entlarvt und ausgestoßen werden. Die SS-Kameraderie als Modell der „Volksgemeinschaft“. Die „Schlimmen“ - das sind Vorgesetzte, die es zu weit treiben. Offenbar will Hans auch hier anerkannt wissen, dass es keiner Härte mehr bedarf, ihn zu etwas zu formen, was er ja schon zu sein glaubt: ein guter Kamerad.

Über die Ausbildungsmethoden darf selbstverständlich nichts nach außen dringen; das wäre Geheimnisverrat. Aber was mit Hans gemacht wird, scheint ihn zu verstören. Ein zaghafter Rechtfertigungsversuch erscheint mir angesichts der Postzensur wie ein Aufschrei der Empörung.

*Aber diese Zeit war nicht umsonst. Viel habe ich gelernt, vor allem unangenehme Dinge, also Sachen, die man an sich nicht gern lernen und einsetzen will, ...* [3.4.1943]

Das schreibt er im Zug, nachdem er die Dachauer Zeit gerade hinter sich gelassen hat. Die *unangenehmen Sachen* darf er nicht nennen. *Unangenehm* für die Opfer? Ein Nachsatz gibt die Antwort:

*... deren Kenntnis aber erst einen geistig erwachsenen Menschen ausmachen.*

Welch absurde Rechtfertigung! Aber der Umstand, dass er sich und seiner Mutter überhaupt zu erklären versucht, warum er sich der unmenschlichen Härte dieser Schulung ausgeliefert hat, zeigt, dass es in der Tiefe seines Empfindens einen leisen Zweifel gibt, der sich trotz aller Indoktrinierung nicht völlig aus dem Weg räumen lässt.

## 8. Finnische Kriege

*Wir kommen zur Division „Nord“ nach Karelien. [20.3.1943]*

Also nicht der Kaukasus. Hans teilt das seiner Mutter im vorletzten Brief aus Dachau mit.

Das Sonderkommando „K“ wird von der 6. SS-Gebirgsdivision „Nord“ übernommen, einer Einheit, die im Januar 1942 aus in Norwegen stationierten SS-Truppen gebildet worden ist. Hans reagiert entsetzt auf den Befehl, der ihn zwingt, die nächste Zeit im hohen Norden zu verbringen, in Karelien, einer 200.000 km<sup>2</sup> großen, dünnbesiedelten Wald- und Seenlandschaft zwischen dem Finnischen Meerbusen im Süden und dem Weißen Meer im Norden. 2000 km nördlich von Dachau. So hat sich er das nicht vorgestellt. Aber die Hoffnung hat er noch nicht völlig aufgegeben:

*Vor 1 Woche glaubte ich noch, jetzt bereits in Frankreich oder im Osten zu sein. Aber lange kann es nicht mehr dauern. [20.3.1943]*

Die Enttäuschung wächst während eines zehntägigen Zwischenstopps in Trautenau (Trutnov, Tschechien), wo sich die schlimmsten Befürchtungen bestätigen.

*Von einer Versetzung zur Feldeinheit, zur Division „Nord“, ist noch nichts zu spüren. Erst hieß es, der Transport ginge am 26. los, dann wieder am 29.; so sitzen wir schon eine Woche fest.*

*Wir hatten Gelegenheit, mit Unterführern u. Männern zu sprechen, die verwundet u. aus dem Lazarett entlassen, vorher in Karelien waren. Es soll dort sehr ruhig sein, sehr langweilig sogar sein. Also nichts für mich! Ich hoffe jedenfalls, u. ich habe Veranlassung dazu, daß wir dort oben nicht lange bleiben. [31.3.1943]*

Von Trautenau wird das Sonderkommando durch das besetzte Polen nach Danzig gebracht. Hier besteigt es die „MS Gotenland“:

*Heute vormittag eingeschifft vorhin. In einer Stunde stechen wir in See. [5.4.1943]*

Ob die Soldaten sich wohl vorstellen konnten, dass mit demselben Schiff Menschen in den sicheren Tod geschickt worden waren? Im Februar 1943, also zwei Monate vorher, waren im Frachtraum der „MS Gotenland“ Norweger jüdischer Herkunft nach Aarhus transportiert worden. Nach weiteren 1100 km Fahrt in Viehwaggons setzte sich ihr Leidensweg in Auschwitz fort.<sup>16</sup>

Nach einer Seereise von 700 km geht Hans in Turku, einer Hafenstadt im Südwesten Finnlands, von Bord, von wo aus ihn ein Zug in den Norden des Landes bringt. Ein von ihm mehrfach genannter Stützpunkt ist die Hafenstadt Oulu, ca. 650 Straßenkilometer nördlich von Turku am Bottnischen Meerbusen gelegen.

Warum nun in den hohen Norden Europas?

Finnland führte Krieg - zwar nicht gegen Deutschland, sondern gegen die Sowjetunion. Hitlers Politik hatte den Krieg mit ausgelöst. In einem geheimen Zusatzprotokoll zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt vom August 1939 hatte Hitler die Absicht

Moskaus gebilligt, finnische Staatsgebiete zu besetzen. Drei Monate später, im November 1939, begann der Angriff und damit der finnisch-sowjetische „Winterkrieg“. Der zahlenmäßig unterlegenen finnischen Armee gelang es zwar, den Moskauer Vorstoß zu stoppen, aber Teile Kareliens mussten letztlich an die Sowjetunion abgetreten werden. Nach anfänglichem Zögern suchte Finnland daraufhin die Annäherung an Deutschland. Im Juni 1941 beteiligte sich die finnische Armee am deutschen Angriff auf die Sowjetunion, und Deutschland unterstützte Finnland bei dem Versuch, die besetzten Gebiete zurückzuerobern. Als Hans dort ankommt, ist seit fast zwei Jahren ein Stellungskrieg im Gange (der „Fortsetzungskrieg“), in dem finnische und deutsche Truppen kooperieren.

Auch in diesem Kriegsgebiet operiert die SS hauptsächlich hinter der Front, im sogenannten rückwärtigen Gebiet. Das macht Hans sichtlich zu schaffen.

*Aber weiß Gott, mir wäre es lieber, wir wären im Einsatz u. hätten nicht soviel Zeit zu Denken, sondern müßten jede Minute nur handeln. Aber was nicht ist, kann ja noch werden! - Die Kampftätigkeit ist an unserem Abschnitt etwas lebhafter in den letzten Tagen geworden. Aber wir liegen ja nicht in den vorderen Stellungen, sondern andere.*  
[3.7.1943]

Der Auftrag von Hans' Einheit lautet: Bandenkampf. Allgemein kann man sagen: Es handelt sich hier um eines der ganz dunklen Kapitel der deutschen Kriegsführung. Unter dieser Bezeichnung, die den Begriff „Partisanenkampf“ ersetzte, wurden in den rückwärtigen Kampfgebieten ethnische „Säuberungen“ großen Ausmaßes durchgeführt: Massaker an der Zivilbevölkerung, Ermordung und Deportationen von Juden (die von vornherein zu Partisanen oder deren Unterstützern gezählt wurden) und Ermordung von Kriegsgefangenen. Die Grundlage dafür hatte der Kriegsgerichtsbarkeits-Erlass „Barbarossa“ vom Mai 1941 geschaffen. Er sah vor, Freischärler „durch die Truppe im Kampf oder auf der Flucht schonungslos zu erledigen“, auch „alle anderen Angriffe feindlicher Zivilpersonen [...] auf der Stelle mit den äußersten Mitteln bis zur Vernichtung des Angreifers niederzukämpfen“.<sup>17</sup> Mit dem Erlass wurden die bisherigen kriegsgerichtlichen Verfahren gegen Freischärler außer Kraft gesetzt. Die neuen Vorgaben ermöglichten es, unter dem Vorwand der Partisanenbekämpfung einen völkerrechtswidrigen Vernichtungskrieg zu führen. Er setzte die „sofortige Selbsthilfe“, d.h. die Selbstjustiz der Truppe an die Stelle der herkömmlichen Militärjustiz. Zugleich wurde den deutschen Soldaten Straffreiheit für Verbrechen, die im Rahmen des Angriffs auf Russland begangen wurden, zugesagt.

Hans ist es verboten, detailliert über seine Aktivitäten als SS-Partisanenjäger zu berichten. Er gibt lediglich preis, dass er dafür eine Spezialausbildung erhält, *die uns neben anderem auch Freude macht* [11.6.43], und wiederholt in Einsätze geschickt wird.

*Die letzte Woche war eine Art Einsatz, wenn auch leider ohne Feindberührung. Ein etwas entfernt liegendes Jäger-Btl. der Wehrmacht wurde von Partisanen stark belästigt, hatte auch Verluste. Am nächsten Abend waren wir da, klärten in -zig Spähtrupps weit u. breit auf, fanden aber außer einer Anzahl Wild (Elche, Hasen,*

*Birkhühner u. - ein Bär, der nicht mit der M.Pi. umgelegt wurde) nur Myriaden von blutgierigen Mücken. Und dann diese Hitze im Urwald (Höchsttemperatur: 48° C mittags in d. Sonne). Schlaf war auch nur ratenweise zu genießen, denn neben den ständigen Spähtrupps waren M.G. Posten, Pendelposten, stehende Spähtrupps u.a. zu besetzen. [29.6.1943]*

Partisanen stören auch den Posttransport:

*Da habe ich ja Glück gehabt, daß ich Euren Brief bekommen habe; denn in den letzten Tagen waren die Partisanen wieder kräftig am Werke u. haben mehrere Fahrzeuge, u.a. auch Postwagen, in die Luft gehen lassen. Deshalb sind wir seit gestern auch nicht mehr in unserem Biwak, sondern im rückwärtigen Gebiet gegen Banden eingesetzt. Hoffentlich haben wir diesmal Feindberührung. [22.7.1943]*

In der SS ist man darauf spezialisiert, wie man mit diesen „Banden“ umzugehen hat. Hans gebraucht dieses furchtbare Wort, als sei das etwas Selbstverständliches. Zu Partisanen darf man alle erklären: Zivilisten, unter denen Partisanen vermutet werden; Einheimische, die die Deutschen nicht willkommen heißen; Juden sowieso. Der Führer ordnet es an - „Die Truppe ist daher berechtigt und verpflichtet, in diesem Kampf ohne Einschränkungen auch gegen Frauen und Kinder jedes Mittel anzuwenden, wenn es nur zum Erfolg führt.“<sup>18</sup> - und die Gehorsamen führen es aus.

Anfang Oktober 1943 kehrt Hans nach einem mehrwöchigen Heimaturlaub auf seinen Posten in Nordfinnland zurück. Wieder führt ihn die Reise durch besetztes Gebiet: Nach einem Zwischenhalt in Insterburg (russ. Tschernjachowsk) besteigt er in Reval (estnisch: Tallinn) ein Schiff nach Hangö (schwedisch für Hanko), der südlichsten Stadt Finnlands. Dann folgen 800 km bzw. 44 Stunden Bahnfahrt nach Oulu und 400 km Fahrt im LKW an die Front - wo das genau ist, schreibt Hans nicht. Dafür beschreibt er die Gegend um den Stützpunkt herum.

*Landschaftlich ist es hier auszuhalten; große Seen, bergiges, bewaldetes Gelände. Unsere Bunker stehen auf einer kahlen, steinigen Halbinsel, über die ein eisiger Wind fegt. Die letzten Tage waren sehr regnerisch; dazu vollkommen aufgeweichte Wegstrecken, die zwar den geringsten Teil der Strecke ausmachten, aber die größten Strapazen forderten, weil sämtliche Waffen, Gepäck usw. einschließlich Feldküche von Männern getragen werden mußten. Nachschub, also Post u. Verpflegung hauptsächlich, wird durch Sturmboote bzw. durch von Sturmbooten gezogene Pontons und Fähren herangezogen, d.h. solange die Seen noch nicht zugefroren sind, womit bald gerechnet werden kann. Jedenfalls ist hier alles schwieriger als sonstwo. Die Männer, die wir ablösen, sind stur wie alte Esel. Dabei haben sie hier oben nur diesen Sommer mitgemacht. [23.10.1943]*

Hier oben, im dünn besiedelten Gebiet der finnisch-sowjetischen Front, wird es für Hans immer schwerer, die ihm so wichtige Verbindung zur Außenwelt und vor allem nach Oranienburg aufrechtzuhalten. Während der Aufenthalte in Tallinn und Oulu kann er immerhin noch deutsche Kinofilme sehen. Erst über ein Jahr später, im

Dezember 1944, wird er erneut von einem Kinobesuch berichten - da befindet er sich bereits im besetzten Norwegen.

Die meisten Informationen über das Frontgeschehen werden sowohl Hans als auch die Oranienburger aus Hörfunknachrichten bezogen haben. Hans beklagt die schlechte Empfangsqualität im hohen Norden und berichtet von Störsendern - den „Hackern“ jener Epoche.

*Als wir noch Radio hatten, hat sich bei den 22 Uhr-Nachrichten alles eng um den Lautsprecher gedrängt, um die mehr als saublöden Zwischenrufe des Sowjetsprechers genau zu hören. Das war immer ein Mordsspaß! [13.2.1944]*

Seine Mutter erwähnt offenbar in einem ihrer Briefe einen ganz besonderen Sender, denn Hans antwortet ihr:

*Sowas wie Euren „Soldatensender Calais“ haben wir auch. [13.2.1944]*

Er kann zu dieser Zeit noch nicht wissen, dass sie unwissentlich einen britischen Propagandasender hört, der vier Monate zuvor seine erste Sendung ausgestrahlt hat und als deutscher Wehrmachtsender getarnt ist.

Im Winter, wenn eine befahrbare Eisdecke die Seen bedeckt, kann der Stützpunkt mit Landfahrzeugen erreicht und versorgt werden. In den Wochen des Übergangs, wenn das Eis noch nicht trägt, wird die Verbindung zur Außenwelt von einer kleinen Fi 156 aufrechterhalten, einem Kurierflugzeug aus den Gerhard-Fieseler-Werken in Kassel, das durch sein hochbeiniges Fahrgestell auffällt und deswegen „Fieseler Storch“ genannt wird. Sicherlich warten die Soldaten und somit auch mein Onkel sehnsüchtig auf die Ankunft der Postsäcke. Die meisten Nachrichten aus dem Reich dürften jedoch beunruhigend gewesen sein. Aus Hans' Briefen geht hervor, dass man ihm über die schweren Bombenangriffe auf Berlin berichtet hat.

*Bei der Post, die uns der „Storch“ am 10. brachte, war ein Brief Gerdas vom 24.11., also nach den 2 Terrornächten, mit einer kurzen Schilderung des „Berliner Lebens“ dabei. Ich habe beim Lesen ganz schön mit den Ohren geschlackert! [13.12.1943]*

In den beiden Nächten vor dem 24.11.1943 zerstörten die Bomber der Alliierten ganze Stadtteile und viele öffentliche Einrichtungen der Reichshauptstadt, u.a. Gebäude der Technischen Hochschule, den Zoologischen Garten, das Kaufhaus des Westens und den Fernsehsender „Paul Nipkow“ am Reichskanzlerplatz. Mehrere Tausend Menschen starben und Hunderttausende wurden obdachlos. Am 2. Weihnachtstag kommentiert Hans die Berichte darüber:

*Hoffentlich hat Euch der Tommie in Ruhe gelassen. Trotz all seiner unmenschlichen Terrorangriffe [...] wird er wohl noch einen Funken Gefühl haben, ganz im Gegensatz zu seinem Waffenbruder im Osten, der den Heiligen Abend zum Beginn einer neuen Offensive wählte, die aber genauso blutig abgeschlagen wird wie jede andere vorher. [26.12.1943]*

Bevor er den Brief absendet, erfährt er mehr, wahrscheinlich über Radio. Er streicht seine Äußerungen über die Briten durch und bemerkt am Rand:

*Eben höre ich von Langzeitzündern, die am 24. abends krepieren sollten. Kommentar überflüssig!!!* [26.12.1943]

Diese Zünder wurden von der britischen und der amerikanischen Luftwaffe in Sprengbomben verwendet. Wegen der Detonation noch Stunden nach Ende des Luftangriffs erschwerten sie die Lösch- und Bergungsarbeiten und trafen auch Personen, die ihre Schutzräume wieder verlassen hatten. Die NS-Propaganda prangerte diese Fliegerbomben als besondere Heimtücke an. Ihr Einsatz war sicherlich ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Die Scheinheiligkeit, mit der die Reichsführung daraus ihre eigene moralische Überlegenheit abzuleiten versuchte, ist jedoch abstoßend.

Im Sprachgebrauch der Propaganda heißen die Bombardierungen durch die Alliierten „Terror“. Hans übernimmt diesen Begriff, der ihn und das Kollektiv bis hinauf zur Reichsführung entlasten und von der eigenen Schuld ablenken soll. Dazu Durchhalteparolen, immer wieder. Träume von der großen Vergeltung: V1, Bomben auf London. Vom deutschen Atomprogramm und der Arbeit mit radioaktivem Material in den Auer-Werken seiner Heimatstadt weiß Hans sicherlich nichts; wohl aber saugt er begierig dunkle Andeutungen der Reichsführung auf und schreibt sie seiner Mutter, als handle es sich um Erbauung in schweren Zeiten, als könne er damit Trost bewirken und Hoffnung machen. Er kommentiert die Bombardierung Berlins,

*[...] deren Vergeltung jeder mit größter Ungeduld erwartet (die aber größte Vorbereitungssorgfalt verlangt, um von größter, einmaliger Wirkung zu sein).* [26.12.1943]

Versteht Hans eigentlich, was die Propaganda verspricht und er herbeisehnt? Sieht er die nicht mehr zu steigernde Menschenverachtung, wenn er *von größter, einmaliger Wirkung* der Massenvernichtungswaffen schreibt?

Gut vier Monate später, am 6. April 1944, wird die Oranienburger Altstadt bombardiert, u.a. die Berliner Straße, in der einst das Elternhaus von Hans' Vater stand. 82 Menschen verlieren ihr Leben. Es ist der erste größere Angriff auf die Heimatstadt meines Onkels und meiner Mutter. Die Toten, unter ihnen auch Verwandte und Freunde der Familie, werden in einer Schule aufgebahrt und mit großem Pathos öffentlich beigesetzt. Hans ist jetzt unmittelbar betroffen; er enthält sich jeder propagandistisch anmutenden Äußerung und bemerkt nur:

*Also kurz: habe soeben Gretchens Brief vom 8.3. bekommen, außerdem einen von Gerda, die mir schreibt, was alles beschädigt wurde, sowie andere Einzelheiten. Hat ja schwer hingehauen!* [23.3.1944].

Einige Briefe, die Hans aus Finnland abschickt, versieht er mit kleinen Zeichnungen, Miniaturen, mit denen er sich viel Mühe zu geben scheint. Die Motive wechseln: einmal zeichnet er finnische Skistiefel, deren Eigenarten er zudem präzise beschreibt.

*Morgen steigt unser erstes größeres Unternehmen. Ich bin gespannt, wie ich längere Strecken auf den finnischen Schiern laufen kann. Die finnischen Bretter haben eine anfangs unmöglich erscheinende Bindung. Sie besteht aus ziemlich beweglichen Backen und Zehenriemen bzw. dem Ersatz dafür, das ist alles; keine Spannriemen, Zugfedern oder dergl.! Die Füße werden durch die gebogenen Schnäkel der Finnenstiefel festgehalten. [Skizze] Bogenfahren und Schwingen erscheint zunächst unmöglich, weil man noch vom deutschen Schi her gewohnt ist, dabei etwas die Fersen zu heben, die jetzt beim Finnenschi dabei seitlich weggedreht werden (theoretisch! - In der Praxis rutschen natürlich die Bretter in alle Himmelsrichtungen ab!) Na, es wird schon gut gehen. Berge besteigen brauchen wir ja nicht! [13.12.1943]*

In anderen Zeichnungen will Hans einen Eindruck der Landschaft vermitteln. Sein Lieblingsmotiv, das ihn seit der Kindheit begleitet, ist auch dabei: die einsame Hütte, einmal im Wald gelegen, ein anderes Mal über einem Seeufer, auf das jemand einen Holzkahn gezogen hat. An einem kalten Maitag des Jahres 1944 kann er sein Heimweh nur schwer verbergen.

*Bei Euch ist schon alles grün, bald blühen die Kirschbäume, und im Garten wird es langsam bunt. Meine Hoffnung, am Muttertag bei Dir zu sein, ist nun aus. Aber ich hoffe, zu Pfingsten wenigstens schon unterwegs zu sein. [4.5.1944]*

Neben das Briefdatum zeichnet Hans ein Edelweiß. Als Vorlage dient ihm ganz offensichtlich das Abzeichen der Gebirgsjäger und speziell das Abzeichen der 1. Gebirgsdivision, einer Elitetruppe der Wehrmacht, für die zahlreiche Kriegsverbrechen nachgewiesen sind. So zeigt auch dieses Detail, wie der allgegenwärtige, totale Krieg in die Köpfe eingedrungen ist.

Etwa zur gleichen Zeit, fast zwei Jahre nach Beginn seines Einsatzes in Finnland, blickt Hans auf seine Ausbildungszeit zurück. Der Anlass: neue, wohl sehr junge Soldaten sind zu seiner Einheit gekommen.

*Manchmal kommt es uns vor, als ob sie von der Kinderlandverschickung in einen falschen Zug gesteckt worden sind!*

Aber -

*[... ] sie geben sich ehrliche Mühe; es bleibt ihnen ja auch nichts anderes übrig. [25.4.1944]*

Mit diesen beiden Sätzen projiziert Hans *seine* Lebenseinstellung auf die Neuankömmlinge. Auch er glaubt, dass er sich *ehrliche Mühe* gibt, auch ihm bleibt ja *nichts anderes übrig*. Seinen persönlichen Einsatz findet er *ehrlich*, d.h. er steht mit seiner Überzeugung dahinter. Den Widerspruch zum Fatalismus, den der zweite Satz verrät, scheint ihn nicht zu stören. Er ist durch und durch Teil eines steng autoritären Systems, kann sich eine Auflehnung nicht vorstellen und schluckt mit der gleichen Selbstverständlichkeit unangenehme Arbeitseinsätze und ungerechte Entscheidungen von Vorgesetzten:

*Der Dienst besteht zur Hälfte aus Ausbildung u. dem unvermeidlichen, z. T. schweren Arbeitsdienst, den die Hitze der letzten Tage (heutige Höchsttemperatur: 43° C in der Sonne) noch schwerer macht. Ich leide allerdings nicht so sehr unter der Hitze; ebenso gerate ich um einiges später in Schweiß als meine Kameraden. [18.7.1943]*

*Es ist halt so, daß das Führerprinzip, was bei uns wie sonst nirgends betont wird, auch Nachteile hat. Deshalb hat es keinen Zweck, längere Überlegungen über diesen Punkt anzustellen. [13.2.1944]*

Autoritäre Machthaber stehen dem freien Willen und der Einmaligkeit des Individuums misstrauisch gegenüber. Sie begründen ihre Entscheidungen daher diffus mit einem angeblich existierenden kollektiven Willen, dem „Volkswillen“. Sprachlich schlägt sich das im exzessiven Gebrauch der ersten Person Plural nieder: *wir*, die Deutschen; *unser* Volk. Massenaufmärsche, Zensur der Medien, Unterdrückung der Opposition und Gleichschaltung des gesellschaftlichen Lebens auf allen Ebenen sollen bewirken, dass die Bevölkerung - *wir*, das Volk - als monolithischer Block erscheint.

Auch im Umgang mit inneren und äußeren Gegnern besteht die Tendenz, die Vielfalt der Gruppen, ihrer Herkunft und ihrer Ziele sprachlich einzuebnen. Das bunte Spektrum einer Gegnerschaft verschwimmt, bis die unterschiedlichen Strömungen nicht mehr wahrgenommen werden. Bringt man dann noch Verschwörungstheorien in Umlauf, ist es leicht, die Unzufriedenheit der Bevölkerung im Sinne der Machthaber zu kanalisieren und auf missliebige Kollektive zu richten. Juden, Bolschewisten, Sowjetkommissare, Banden - oft wurden sie von den Nationalsozialisten in einem Atemzug genannt. Ein Bedrohungsszenario wurde aufgebaut, das in der Hetze gegen ein angebliches Weltjudentum gipfelte.

Mit diesem Weltbild, in dem die Menschenwürde und die rationale Argumentation keinen Platz mehr haben, ist Hans aufgewachsen. Seine genaue Beobachtungsgabe ermöglicht es ihm zwar, die Personen um sich herum in ihrer Einmaligkeit wahrzunehmen und zu beschreiben. So skizziert er mit Worten und Bildern einige seiner Kameraden.

*Du wolltest wissen, wer Gerd ist. G. Steinhäuser ist 1/2 Jahr älter als ich, stammt aus Dresden, ist 5 cm länger als ich. Trotz seiner Hühnerbrust ist er jeder körperlichen Anstrengung wie kein zweiter gewachsen. Schlechte Eigenschaften: Er frißt übermäßig viel, regt sich gern auf u. kann sich über Kleinigkeiten furchtbar ärgern. Vor allen Dingen ist er aber Kamerad. Im übrigen ähnelt er in manchen Dingen Theo Lingen (!). [3.4.1943]*

Im Mai wird Hans eine Zeit lang dem Rechnungsführer der Kompanie an die Seite gestellt, er wird *Schreibstubenhengst*. Seinen neuen Gefährten skizziert er amüsiert:

*Ich wohne jetzt mit einem Uscha., dem Rechnungsführer unserer Kp., in einem Bunker, der bald mit Urlaub an der Reihe ist. Ich soll ihn während seiner Abwesenheit vertreten. Erwin, so heißt er mit Vornamen, hat genau dieselben Anschauungen und Erfahrungen wie Du, Mutti. Er stammt aus Stuttgart und ist im Zivilberuf Architekt und Besitzer eines*

*größeren Baugeschäfts. Seit 1.9.39 Soldat, war er bis zu seiner Verwundung 1942 bei der kämpfenden Truppe. Er ist ein Philosoph, versteht Menschen zu behandeln und nennt trotzdem die Dinge beim Namen. Er ist allerdings mit einem ständigen, übernormalen Durst behaftet. Auch heute hat er sich wieder seine „Orgel“ (Akkordeon) geschnappt und ist irgendwohin gewetzt, wo es nicht gerade trocken zugeht. Er ist übrigens sehr musikalisch, sowohl an Talent wie auch durch Kenntnisse. Morgen früh brummt ihm wieder der Schädel, d.h. wenn er dann „schon“ wieder nüchtern sein sollte, und ich höre dann nur noch klägliche Lieder wie „Aus isch mit der Sauferei!“ „Jetsch sauf i nimmer!“ „Jetsch fangt a neies Leben a!“ usw.! 2 Tage später wiederholt sich das ganze. [26.5.1944]*

Auf der anderen Seite erkennt man in vielen Personenbeschreibungen eine Tendenz zur Typisierung, z.B. dort, wo er sich mit der Herkunft seiner Kameraden befasst.

*Über die Orthographie des Butter-Josef habt ihr Euch wohl gewundert? Er ist Volksdeutscher aus der Batschka. Hier bei unserer Division sind sehr viele Volksdeutsche aus dem Südosten. An Aussprache und Rechtschreibung dieser Kameraden stößt sich keiner mehr von uns; man lacht manchmal bloß über Wörter wie „Brettspfanne“ oder „Kochgeschirrdackel“. [11.6.1943]*

Auch die Vorgesetzten versucht er, in ein bis zur Schwarzweißmalerei vereinfachtes Schema einzuordnen. Gut oder böse? Das Äußere und die Herkunft zeigen es, wie bei einem österreichischen SS-Untersturmführer im Dachauer Übungslager,

*[...] dem bestgehaßten Mann unserer Einheit, dem Ustuf K. (194 cm lang, schwarze Haare, Ostmärker, 23 Jahre alt, stechende Augen, Adlernase und - eine Stimme wie ein 12-jähriges Mädchen!!) Er ist das typische Beispiel eines Vorgesetzten, der aus der Ostmark stammt. Diese sind die härtesten, unerbittlichsten Ausbilder - aber selten sind es wahrhafte „Führer“! Am liebsten habe ich die Schwaben als Vorgesetzte. Die können auch hart sein, aber nur dann, wenn es not tut. Bei ihnen lernt man am meisten und es macht immer Spaß, auch wenn es Druck gibt. Mein Zugf., Uscha Kern, ist zum Glück ein Schwabe. [3.1.1943]*

Diese Tendenz, von der realistischen Beschreibung eines konkreten Einzelfalls zur Typisierung überzugehen, zeigt sich auch, wenn er seinen Blick auf die Finnen richtet. Besonders deutlich wird sie im September 1944. Was geschah?

Im Stellungskrieg, dem finnisch-sowjetischen „Fortsetzungskrieg“, in den Hans geschickt worden war, kooperieren finnische und deutsche Truppen bereits seit drei Jahren. Soldaten und Offiziere der beiden Armeen begegnen sich friedlich und vielleicht auch auf Augenhöhe. Hans befasst sich auf seine Art mit den „Waffenbrüdern“: er skizziert sie mit dem Stift - sprachlich und zeichnerisch. Zum Muttertag 1944 schickt er zwei Skizzen nach Hause. Sie zeigen unter anderem

*[...] den finnischen Oberleutnant V., dessen Waldläufererfahrung unserer Abt. bei jeder Gelegenheit zugute gekommen ist. Oblt. V., übrigens auch SS-Ustuf - er war beim finnischen SS Freiw. Bataillon der Division „Wiking“ - ist erst 23 Jahre alt. Seine Figur ist bestimmt nicht übertrieben gezeichnet. Du müßtest ihn mal auf Schiern sehen, wenn er*

*mit gebogenem Oberkörper und ruhigen, kraftvollen Beinbewegungen mühelos über den Schnee fegt. Er scheint wahrhaftig nur für den Spähtrupp im karelischen Urwald geboren zu sein!* [21.5.1944]

Dann aber - während des Septembers und Oktobers 1944 - erlebt Hans das Ende des „Fortsetzungskrieges“ und den Beginn des nur wenige Wochen dauernden „Lapplandkrieges“. Er erlebt aus der eingeschränkten Sicht des Soldaten, wie aus Verbündeten Feinde werden. Die sich überschlagenden Ereignisse spiegeln sich in seiner Korrespondenz wider. Auch hier sind es oft nur Andeutungen, Halbsätze, Splitter, die sich mir erst zu einem Gesamtbild zusammenfügten, nachdem ich einen Blick auf die unübersichtliche, ja verworrene politische und militärische Entwicklung jener Wochen geworfen hatte.

Schon 1943 zweifelten finnische Politiker und hochrangige Militärs daran, dass Ostkarelien mit deutscher Unterstützung zurückgewonnen werden könne. Ihr Land war zudem wirtschaftlich und militärisch ausgeblutet, und die Niederlagen der Deutschen an allen Fronten wurden in Finnland realistischer beurteilt als in der deutschen Reichsführung. Die finnische Regierung begann, die Möglichkeit eines Separatfriedens mit Moskau auszuloten, der eine sichere Grenze zu Russland garantieren könnte. Im Februar 1944 stellte Stalin die Bedingungen für einen Waffenstillstand: Finnland sollte Teile seines Staatsgebietes, u.a. Ostkarelien, an Russland abtreten. Außerdem forderte er, die deutschen Truppen zu internieren und an Russland auszuliefern. Letzteres schien den finnischen Verhandlungsführern menschlich unzumutbar und militärisch unerfüllbar. Die Verhandlungen mit Moskau wurden abgebrochen - Hans erwähnt das - und der Krieg ging weiter. Finnland fürchtete jedoch zunehmend, von der Landkarte zu verschwinden. Ein Ereignis erleichterte es der finnischen Regierung unter dem 77-jährigen Staatspräsidenten Carl Gustaf Mannerheim, sich von der deutschen Unterstützung loszusagen: Am 15. September - Hans nennt zweimal dieses Datum - stürmte ein deutscher Manöververband die Ostseeinsel Suursaari. Die dort stationierten finnischen Truppen wehrten den Angriff erfolgreich ab, schon ganz im Sinne der Moskauer Waffenstillstandsbedingungen: Suursaari sollte an Russland gehen.

Nach der Unterzeichnung des Separatfriedens am 19. September 1944 wurde die militärische Lage immer komplizierter und bizarrer. Die Finnen standen unter Druck, weil Moskau ihnen nur eine kurze Zeitspanne zugestanden hatte, die deutschen Truppen zu vertreiben. Diese hatten dagegen den Befehl, sich nur langsam zurückziehen. Es kam zu Kämpfen, in die auch Hans' Einheit eingriff. Die Deutschen hielten zwei strategisch wichtige Hafenstädte am Bottnischen Meerbusen nahe der schwedischen Grenze besetzt: Kemi und Tornio. In Tornio landeten finnische Truppen, 8000 Mann, um die deutschen Truppen aus der Stadt zurückzudrängen. Die Zivilbevölkerung war vorher vorsorglich über die Grenze ins neutrale Schweden evakuiert worden. Die deutsche Propaganda sprach von „Verrat“, und die Rache ließ nicht auf sich warten. Die Finnen hatten das befürchtet und ihre nördlichen Provinzen ebenfalls bereits evakuiert. Deutsche Truppen hinterließen auf ihrem Rückzug nach Nordnorwegen eine Spur der Verwüstung - Führerbefehl.

Ab 1971 forderte die finnische Regierung von der Bundesrepublik Deutschland und der DDR Reparationszahlungen. Unter der Überschrift „Wilde Deutsche“ berichtete „Der Spiegel“ 1974 darüber. Weil er sich auch auf finnische Quellen stützt, bildet dieser Artikel den Kontrapunkt zu dem, was Hans nach Oranienburg berichten wird.

In der Stadt Kemi nahmen die Deutschen mehr als 100 Geiseln - Stadtdirektor, Polizeichef, Apotheker, Pastoren, sogar Schwedens Konsul - und drohten sie zu erschießen, falls die Finnen weiter angriffen.

Mitte Oktober wurden die 1000 meist hölzernen Häuser der Lappland-Hauptstadt Rovaniemi bis auf ein paar steinerne Ausnahmen dem Erdboden gleichgemacht und weit vor der Stadt die militärisch wertlosen Anlagen der Skisprungschanze vernichtet. Tuure Salo, Rovaniemis heutiger Stadtdirektor: „Die Stadt wurde zu 90 Prozent zerstört.“

Der „Deutsche General beim finnischen Hauptquartier“, Waldemar Erfurth, begründete die Zerstörungen: „Die Deutschen waren des Glaubens, daß die Russen in das finnische Territorium eindringen und Finnland besetzen würden.“ Finnische Leitartikler dagegen: „Die Deutschen wußten, daß ihnen nur Finnen folgten.“

Die Deutschen zogen sich nur langsam zurück, um ihre Wintervorräte bergen zu können. Daß sie dabei Brücken, Straßen und Telephonmasten zerstörten, hält der Oberst a. D. Wolf H. Halsti, 68, in Helsinki, der als Regimentskommandeur gegen sie focht, für erklärlich. „Aber West-Lappland niederzubrennen, war Unsinn.“

Der Oberst erinnert sich - in fließendem Deutsch, seine Mutter stammte aus Niedersachsen - , daß die Deutschen „wie die Wilden“ kämpften, aber auch zahllose Gemeinheiten verübten. In Häusern, die sie intakt ließen, wurden in Schornsteinen und Öfen Sprengkörper hinterlassen. Sie zertrümmerten Möbel, Nähmaschinen, Kinderwagen, das Geschirr bis zur letzten Tasse und zerrissen Spielzeugpuppen. Sie töteten Hunde und Katzen, schlachteten Kühe und Schafe und spießten deren Köpfe auf Lattenzäune.

Finnische Gefangene, zum Beispiel der Oberleutnant Abbell aus Oberst Halstis Regiment, wurden bis zur norwegischen Grenze (500 Kilometer) als Zugtiere mißbraucht. Und auf dem Ortsschild des niedergebrannten Fleckens Muonio malten sie über „Muonio“ die Worte „Das war“.

Auf einem Stück Pappe an einem Baum fand der Oberst auch persönliche Grüße vor, vom deutschen Generalleutnant Krakau, dem er einst nach gemeinsamen Aktionen zusammen mit seinem Divisionskommandeur das Finnische Freiheitskreuz umgehängt hatte. Pappen-Aufschrift: „Herr Halsti, Du Hund! Krakau.“

Es gab auch tragische Situationen: Wenn gefangengenommene Landser vor Erschütterung weinten, weil sie von den Ex-Waffenbrüdern verhört wurden.

Oder als ein deutscher und ein finnischer Kompaniechef, die einmal nebeneinander in russischem Feuer gelegen hatten, aufeinander schossen. Der Finne traf und trug den Schwerverwundeten weinend nach hinten. Gegenseitig erhöhten die einstigen Kameraden die Zahl ihrer im Kampf gegen Rußland Gefallenen um insgesamt mehrere tausend Mann.<sup>19</sup>

Etwa zeitgleich, im Oktober 1944, brach die Petsamo-Front zusammen. Petsamo (russ. Petschenga) ist der Name einer Stadt und Region westlich von Murmansk. Hier lagen auf russischem Boden deutsche Gebirgsjagereinheiten mit etwa 53.000 Soldaten.

Wegen des Erzabbaus und der Nähe zum wichtigen Versorgungshafen Murmansk war das Gebiet für die Kriegswirtschaft von Bedeutung. Die Präsenz der deutschen Truppen in Finnland beruhte also keineswegs auf Selbstlosigkeit, wie Hans glaubte. Im Oktober 1944 durchbrach die Rote Armee die deutsche Verteidigungslinie, eroberte Petsamo zurück und drang bis nach Norwegen vor. Auf deutscher Seite gab es ca. 30.000, auf sowjetischer ca. 21.000 Tote.

Wie schlagen sich diese Herbstwochen in den Briefen des Sturmmannes Hans Grieben nieder? Aus seiner Sicht haben sich die Waffenbrüder gleichsam über Nacht in Feinde verwandelt. Nach dem 15. September, besonders im Brief vom 11. Oktober, häufen sich die rhetorischen Mittel und gedanklichen Figuren der diktatorischen Propaganda: Hans ruft Verrat und glaubt, dass sowjetische Politoffiziere hinter den Aktionen der finnischen Truppen stehen. Der Gegner erscheint jetzt nur noch als Kollektiv, dessen Angriffe Hans einer groß angelegten Verschwörung zuschreibt, während er das eigene Kollektiv in der Opferrolle sieht.

*Was die Finneken seit dem 1. hier treiben, ist eine größere Sauerei als der Badoglio-Verrat. Auf einmal können sie wieder kämpfen, wo es gegen den Waffenbruder geht, der über 3 Jahre lang nicht nur seine Knochen für Finnland hingehalten hat, sondern in wachsendem Maße die denkbar größten Unterstützungen an Material, Waffen und Verpflegung geopfert hat. [11.10.1944]*

Hans, der viel lieber in Italien eingesetzt gewesen wäre, nennt den Namen eines italienischen Politikers: Pietro Badoglio. Um diese eigenartige Reaktion auf die neue Lage in Nordeuropa zu verstehen, ist es hilfreich, einen Blick auf Hitlers Außenpolitik, besonders auf das Bündnis mit Italien zu werfen. Es gibt nämlich einige Parallelen zu den deutsch-finnischen Beziehungen.

Italien war wirtschaftlich, politisch und ideologisch sehr viel enger mit Deutschland verflochten als Finnland, dessen parlamentarisches System den Nationalsozialisten überhaupt nicht nahe stand, im Gegensatz zur Diktatur der italienischen Faschisten. Ein Protokoll über eine Unterredung Hitlers mit dem italienischen Außenminister aus dem Jahre 1939 wirft ein Licht auf den Größenwahn der Diktatoren Hitler und Mussolini: „Der Führer [...] sei von Anfang an der Ansicht gewesen, dass Deutschland und Italien von Natur aus zum Zusammengehen bestimmt seien, weil zwischen ihnen keinerlei Interessengegensätze bestünden. Persönlich sei er glücklich, in einer Zeit zu leben, wo außer ihm selbst noch ein anderer Staatsmann lebe, der groß und einmalig in der Geschichte dastehe. Dass er der Freund dieses Mannes sein könne, bedeute für ihn großes persönliches Glück. Wenn die Stunde des gemeinsamen Kampfes schlage, so würde er immer an der Seite des Duce zu finden sein, und zwar auf Gedeih und Verderb.“<sup>20</sup> Die Propaganda gab der Partnerschaft der beiden Diktaturen den Namen „Achse Berlin-Rom“ und bauschte sie zu weltgeschichtlicher Größe auf. Hans hört davon im Rahmen der Truppenbetreuung:

*Gestern hörte ich einen Professor, der viel in Europa herumgekommen war u. auch das Soldatenleben sehr gut kannte, über „Europa als feste Kampfbasis“ sprechen. [...] Vor allen Dingen hörte ich von ihm zum 1. Mal eine neue Ansicht über die Achse Berlin -*

*Rom, die bestimmt nicht den offiziellen Feststellungen über gemeinsame Ideen usw. entsprach. [3.7.1943]*

Wie Italien, so kooperierte auch Finnland militärisch mit Deutschland. Eine weitere Parallele besteht darin, dass beide Länder die Bündnisse aufkündigten, nachdem sich die militärische Lage verändert hatte. In Italien war nämlich etwa ein Jahr vor dem finnisch-sowjetischen Friedensschluss eine ähnliche Situation wie in Finnland entstanden. Im Juli 1943 waren die Alliierten bis nach Sizilien vorgestoßen. Weil Mussolini die Aussichtslosigkeit der militärischen Lage nicht zugab, sondern den Krieg mit dem deutschen Bündnispartner weiterführen wollte, ließen ihn Kreise um den italienischen König Vittorio Emanuele III in Arrest nehmen, so dass der Weg für ein Friedensabkommen mit den Alliierten frei war. Die Amtsgeschäfte übernahm der von Hans genannte Marschall Badoglio. Der Waffenstillstand wurde nach geheimen Verhandlungen am 8. September 1943 vom amerikanischen General Eisenhower verkündet.

Das italienische Militär und die Zivilbevölkerung zahlten für diese Politik, die das Land befrieden sollte, einen hohen Preis. Der Oberbefehlshaber Südost, Alexander Löhr, behauptete, der „Verrat“ sei in der Geschichte „einzigartig“ und berechtige die Wehrmacht, „alle Hemmungen fallen zu lassen“.<sup>21</sup> Erwin Rommel, der jetzt militärisch für Oberitalien verantwortlich war, beteiligte sich an der Hetze: „Irgendwelche sentimental Hemmungen (...) gegenüber Badoglio-hörigen Banden in der Uniform des ehemaligen Waffenkameraden sind völlig unangebracht. Wer von diesen gegen den deutschen Soldaten kämpft, hat jedes Anrecht auf Schonung verloren und ist mit der Härte zu behandeln, die dem Gesindel gebührt.“<sup>22</sup> So ordneten die deutschen Oberbefehlshaber an, alle italienischen Offiziere zu erschießen, die ihrem Eid folgten und sich der Entwaffnung durch die Deutschen widersetzen. Auf dem Rückzug der deutschen Wehrmacht fielen Italiener, meist Dorfbewohner, den Racheaktionen und Massakern zum Opfer.<sup>23</sup>

Man kann davon ausgehen, dass der Fall Italien die Stimmung im finnischen Militär und in der Bevölkerung beeinflusste und sich damit auf das Verhältnis zwischen Finnland und Deutschland auswirkte. Die Nationalsozialisten in Deutschland nutzten den „Badoglio-Verrat“ für ihre propagandistischen Zwecke: Wer nicht für uns ist, ist gegen uns. Sie wollten wie stets verhindern, dass der Lauf der Ereignisse rational und differenziert beurteilt wird. Hans als unmittelbar Betroffener ist dazu ohnehin nicht in der Lage. Er wird im wahren Sinne des Wortes getroffen, wird beinahe getötet: von einem finnischen Soldaten.

## 9. Wunden

*Meine Wunde heilt weiter gut. Sie wird täglich mit Höllenstein geätzt (huhu!), damit das rohe Fleisch zwischen den Wundrändern verschwindet. Über Atembeschwerden kann ich auch nicht mehr klagen. Also in Kürze k.v. zur Truppe! Gottseidank! Hier ist es auch zu langweilig. [11.12.1944]*

Gut vier Wochen nach den Kämpfen um Tornio berichtet Hans das seiner Mutter aus einem Lazarett in der norwegischen Stadt Levanger. Eine Woche später klingt der Bericht nicht mehr so optimistisch:

*Meine Lieben!*

*Wahrscheinlich bin ich Weihnachten doch noch hier. Der Höllenstein (argentum nitricum) tut zwar seine Pflicht: das gewucherte Fleisch stirbt langsam ab, aber oben zu langsam. [17.12.1944]*

Elf Wochen sind da bereits vergangen, seitdem das Geschoss aus der Waffe eines finnischen Soldaten in seine Lunge eingedrungen ist - oder sie gestreift hat. Die Ärzte können offenbar nicht feststellen, ob es ein Steck- oder Streifschuss war. Sieben Wochen nach der Verwundung stellt sich Hans vor einen Spiegel, studiert eingehend die lange Narbe, die schräg von einem Punkt zwischen den Schulterblättern bis unter das rechte Schulterblatt verläuft, wo die Wundränder immer noch auseinanderklaffen - und zeichnet das, was er sieht, zwischen die Zeilen eines Briefes an die Frauen in der Jägerstraße: *Meine Wunde sieht so aus* - [18.11.1944]

Was genau war geschehen? Auf der Suche nach den Spuren, die der finnische Krieg bei Hans hinterlassen hat, gehe noch einmal die Briefe der zurückliegenden zehn Monate durch.

Im Januar 1944 wird Hans in ein Gefecht hineingezogen - wenn auch nicht in der ersten Linie, wie er es ersehnt hat. Offenbar soll ein Überraschungsangriff gegen eine Stellung der Roten Armee geführt werden. Es gibt Tote und Verwundete und ein propagandistisches Nachspiel mit Verleihung von Kriegsehrungen für Angehörige seiner Kompanie. Stolz auf die eigene Truppe und Verachtung für den Gegner schwingen mit, wenn Hans davon berichtet.

*Meine Lieben!*

*Ich kann nicht einmal die Hälfte von dem schreiben, was ich schreiben möchte und was ihr wohl auch lesen möchtet. Na, also ganz kurz:*

*Wie Ihr vielleicht laut OKW-Bericht vom 19. ungefähr (es kann auch nur der Nachrichtendienst gewesen sein) schon weiß, griff der Russe am 15. in Bataillonsstärke einen unserer vorgeschobenen Stützpunkte an, wurde aber von wenigen Männern der Besatzung in hartem Gegenstoß zum Rückmarsch gezwungen. Am 13. sind wir von hier nach O. und weiter marschiert, um die vorderen Stützpunkte zu verstärken, nachdem durch Funk und Flugzeug der Feind aufgeklärt worden war. Unsere Einheit wurde geteilt, sodaß ich leider auf dem Stützpunkt war, den die Russen wohl auch angreifen und zerstören wollten; aber nachdem sie bemerkt hatten, daß sie SS vor sich hatten,*

*verzogen sie sich schnell wieder, obwohl sie rund sechzehnfach überlegen waren und das Überraschungsmoment auf russischer Seite lag. Aber das Glück war bei den Tapferen und half ihnen in Gestalt günstiger Zufälle.*

*Ich selbst hörte nur die M.Gs und M.Pis rasseln und die Gewehrgranaten rummpsens und sah die Leuchtkugeln und Feuerschein. Rolf war dabei, hat einen unbedeutenden Streifschuß sowie mehrere Durchschüsse durch Hose und Mütze!*

*Gefallene und Verwundete haben wir leider nicht zu wenige zu beklagen (von uns 8 Pz-büchsenmännern ist einer gefallen, Hein Ohle aus Hamburg, einer schwer verwundet und einer hat ebenso Schwein gehabt wie Rolf; die anderen 4 waren nicht dabei), aber der Iwan hat die Hälfte an Männern verloren. Dazu trug auch noch ein Tiefangriff eines Kampfflugzeuges bei, das 2 Tage später die russische Kolonne auf einem See beharkte. Mein ehemaliger Kpchef (bis zum 1.12.43) ist auch gefallen, dafür aber auch 3 russische Kp.führer!*

*Das ist alles, was ich schreiben darf. Es hat sich klar gezeigt, daß auch an den Russen hier oben im Nordabschnitt die 2 1/2 Kriegsjahre nicht spurlos vorbegegangen sind, mehr als bei uns die 4 1/2 Jahre!*

*Mehr möchte ich heute nicht schreiben. [...] [23.1.1944]*

Hans hat also *Schwein gehabt* - die Oranienburger dürfen wieder einmal aufatmen. Der Film läuft weiter. Dass er sich auf sein Ende zubewegt, war mir schon klar, als ich den Brief über dieses verlustreiche Gefecht zum ersten Mal las. Zum einen, weil der Stapel der noch ungelesenen Briefe erheblich zusammengeschmolzen war. Zum anderen hatte man mir ja den Ausgang schon vor vielen Jahren erzählt: Der Hauptdarsteller kommt im Februar 1945 ums Leben. Auch die Todesnachricht an meine Großmutter kannte ich bereits, und aus ihr hatte ich erfahren, dass mein Onkel vier Monate vor seinem Tod schwer verwundet wird. Ich konnte mir leicht ausrechnen, dass es ein Brief aus dem Oktober 1944 sein müsse, in dem sich Dramatisches ereignen würde. Noch war ich dort nicht angelangt; der Film wurde wieder langsamer. Verstörende Mitteilungen aus dem Reich: Bomben fallen auf Dortmund, Berlin, schließlich auf seine Heimatstadt. Ansonsten: Alltag des Stellungskrieges. Leben im Bunker, Spähtrupp, Arbeitsdienst. Immer wieder Alarm, aber keine *Feindberührung*, kein *Gefühl*, ganz *vorne zu sein*. Tote aus dem Gefecht zu Ostern müssen geborgen werden; ein gefährliches Unternehmen. Selbst die Pietät wird propagandistisch ausgeschlachtet.

*Der Iwan holt seine Toten nie, obwohl er den kürzeren Weg hat. Ihn stört es nicht, wenn sie von Raben und Bären grausam zugerichtet werden. Auch hieran sieht jeder, wofür wir kämpfen. [16.5.1944]*

Warten, warten, warten. Oft erscheint dieses Wort. August 1944:

*Von einer ruhigen Stellung sind wir seit einigen Tagen in eine Ruhestellung gekommen, d.h. etliche km hinter der HKL. Aber mit der Ruhe in einer Ruhestellung ist es nicht weit her; bis jetzt haben wir ja nichts hier getan, aber morgen können die „Ausbildungstänze“ schon folgen. Vielleicht kommt auch was anderes; immer stur abwarten, die Feste feiern, wie sie fallen! [6.8.1944]*

Dennoch - etwas Bedrohliches liegt in der Luft: *Ihr müßt darauf gefaßt sein, daß für längere Zeit unser Briefverkehr unterbrochen werden kann.* [17.9.1944]

Es sind die Wochen vor dem Abschluss des Separatfriedens. Die Stimmung schildert Hans einen Monat später.

*Die Zeit vom 8.9. bis jetzt zum Einsatz [vor Tornio am 5.10.] war in jeder Beziehung einmalig; wir haben gelebt wie im Schlaraffenland. Unsere Kampfgruppe hatte nur Sicherungsaufgaben. Wir fuhren alle 4, 5 Tage ein Stück weiter nördlich, immer am Bottnischen Meerbusen entlang. Gegen Geld, Tabak und Schnaps bekamen wir alles: Milch, Butter, Speck, Kaninchen, Hühner, Hammel, Rinder, Kälber und Schweine. Einen für die Luftwaffe in Petsamo bestimmten Güterzug, den die Finnen am 15.9., dem letzten Tag der deutsch-finnischen Zusammenarbeit, auf einem Bahnhof stehen ließen, räumten wir natürlich aus. Er enthielt in erster Linie Schnaps und Bonbons. Seitdem wurde jeden Abend Likör gebraut. Und dann ging's rund am großen Lagerfeuer, oft bis zum Morgen. Ich kann das gar nicht so in seiner Einmaligkeit beschreiben. Also besser konnte es uns gar nicht gehen. [...]* [17.10.1944]

Gut zwei Wochen später, während der ersten Oktoberwoche, der Gefechtseinsatz, der Hans beinahe das Leben kostet. Die SS-Einheit, der er angehört, ist vor Tornio angekommen. Sie bildet die Vorhut weiterer Verbände, die in die Kämpfe um Stadt eingreifen sollen.

Es ist nicht schwer, den Ablauf des Gefechtes, in das Hans nun gerät, nachzuvollziehen, denn er erzählt davon in drei Briefen: Eine kurze Nachricht und einen ausführlichen Bericht schickt er an seine Mutter daheim in der Jägerstraße, einen weiteren Bericht an seinen Schwager an der Front.

Am Sonntag, dem 2. Oktober, greift demzufolge die Wehrmacht die finnischen Widerstandslinien vor Tornio an. Hans' Gruppe wird einer Panzerkompanie unterstellt und nach vorne geschickt, zum Minensuchen. Am Montag früh fällt der erste seiner Gruppe; die anderen werden zur Kompanie zurückbefohlen. Nachts bauen sie eine Brücke für die Panzer, danach wird ein Schwein geschlachtet und verzehrt, dann rückt man weiter vor. Am Dienstagnachmittag wieder Brückenbau unter feindlichem Beschuss. Wieder muss Hans Minen suchen und ausbauen, während dicht über ihm deutsche Kampfflugzeuge hinwegdonnern. So geht es bis zum Abend weiter in Richtung Tornio, bis unmittelbar vor den Augen der Soldaten eine Brücke, die letzte vor der Stadt, gesprengt wird. Die Panzer drehen ab, um einen anderen Übergang zu suchen. Die Gruppe, der Hans angehört, erhält einen verhängnisvollen Befehl: Sie soll die für Fahrzeuge unpassierbar gewordene Brücke überqueren. Am gegenüberliegenden Ufer, links von der Landstraße, über die die deutschen Panzer nun nicht mehr nach Tornio rollen können, liegt ein einsames Gehöft. Dahinter breiten sich Felder aus. Im Schutz der hereinbrechenden Nacht dringt das Kommando auf die andere Seite des Flusses vor. Plötzlich wird die Szenerie von hoch lodernden Flammen erleuchtet. Finnische Soldaten haben eine Scheune in Brand gesetzt. Maschinengewehrsalven werden aus dem Gehöft abgefeuert. Wer sich noch auf der Brücke befindet, hat keine Chance zu entkommen. 18 Soldaten des Kommandos, unter

ihnen Hans, haben aber bereits das andere Ufer erreicht, werden von eigenen Maschinengewehren gesichert und gehen in Deckung. Zwischen dem Ufer und dem Gehöft liegt ein kleiner Holzschuppen, in dem Hans Schutz findet. Er kann noch beobachten, dass das schwere Maschinengewehr der Finnen von deutscher Flak außer Gefecht gesetzt wird. Er weiß: aus den Fenstern des Gehöftes, aus nur 30 m Entfernung, feuern jetzt Scharfschützen auf alles, was sich bewegt. Offenbar entdecken sie Hans trotz des Feuerscheins nicht, während er mit seiner Maschinenpistole mehrere finnische Soldaten erschießt. Am Morgen des Mittwoch spitzt sich die Lage zu. Einer der deutschen Maschinengewehrschützen erhält einen Kopfschuss. Ein Kamerad flüchtet sich zu Hans in den Schuppen, was den Scharfschützen nicht entgeht. Der Schusswechsel intensiviert sich, ein Geschoss reißt den Oberschenkel des Kameraden auf. Obwohl Hans ihn rasch verbindet, verblutet er wenige Minuten später. Der Schuppen bietet nun kaum noch Schutz. Ein Querschläger trifft Hans zwischen den Schulterblättern. Das Bewusstsein verliert er offenbar nicht, und er kann bis zum Abend noch die Granatwerfer und Panzerabwehrkanonen hören. Erst als die Nacht anbricht, lassen die Kämpfe nach. Die wenigen Überlebenden erhalten den Befehl, den Brückenkopf aufzugeben. Es schneit, Hans wird vorübergehend in ein Erdloch gelegt, wo er immer wieder das Bewusstsein verliert. Erst nach Mitternacht kann man ihn mit den anderen schwer Verwundeten und den Toten in einem Schlauchboot an das andere Ufer bringen. Zwölf Stunden nach dem Treffer wird die Wunde auf dem Verbandsplatz versorgt - 30 Stunden nach dem Beginn des offenbar aussichtslosen Einsatzes.

30 Stunden, die Hans zutiefst verstört haben müssen, aber nicht nur wegen der Schmerzen nach der Verwundung. Zum einen wegen der Änderung des Auftrags. Er kämpfte nun nicht mehr gegen den Feind, auf den er vorbereitet war, von dem man ihm eingebläut hatte, dass er keine Kultur habe, dass er rassistisch minderwertig sei und kein Recht besitze, Länder zu bewohnen, nach denen die Deutschen greifen, gegen einen Feind, der keine Werte habe, seine Toten den Raben und Bären überlasse und ohne Skrupel sogar am Heiligen Abend angreife. Nun ging es plötzlich nicht mehr gegen die Slawen der Roten Armee, sondern gegen Finnen, also gegen Soldaten, mit denen Hans bis vor kurzem noch einen gemeinsamen Feind bekämpft hat. *Ein bitteres Kämpfen* nennt er den neuen Auftrag [3.10.1944]. Er sieht nicht, kann nicht sehen, dass die Finnen - aufgrund der veränderten militärischen und politischen Lage und wahrscheinlich auch aufgrund des zweifelhaften Rufes der deutschen Truppen und ihrer Führung - die SS und die Wehrmacht nicht mehr in ihrem Land dulden. Für ihn ist das Verrat. Wenige Wochen zuvor mochte er dieses Land noch, hat sich in die karelische Landschaft fast verliebt, hat sie - wenn auch mit leiser Ironie - mehrmals seine zweite Heimat genannt. Er hat für die Politik dieses Landes und sogar für die parlamentarische Demokratie Verständnis geäußert. Soldaten, die bis vor wenigen Tagen noch Freunde waren, mit denen er Ski gelaufen und Stellungen verteidigt hatte, versuchen nun ihn zu töten, und er tötet sie.

*Auch jetzt konnte ich noch zwei Finnen umlegen, da sie in dem Schuppen noch niemand vermuteten.* [17.10.1944]

Hilflos muss er zusehen, wie sein Kamerad neben ihm verblutet. Er selbst wird im Rücken getroffen, wie ein Flüchtender. Er weiß sofort, dass die Lunge verletzt ist, sieht die Wunde nicht, spürt sie aber um so heftiger. Transport im Schwimmwagen zum Verbandsplatz, zwischen Leichen, bei grauenhaften Schmerzen, ohne Verband. Nach sechs Tagen, die die Hölle gewesen sein müssen, schreibt er einen ersten Brief an seine Mutter. Als könne er es nicht fassen: *Jetzt hat mich's doch erwischt*. Dann jedoch: der Schrei nach Vergeltung.

*Aber einst kommt der Tag der Rache!* [11.10.1944]

Sechs Tage später das nächste Lebenszeichen. Ein eigenartiger Brief, ganz anders als der erste, der ein eilig zu Papier gebrachter Vulkanausbruch der Emotionen ist. Hans hat sich wieder unter Kontrolle. Sorgfältig berichtet er über das Gefecht, über den Schusswechsel, der ihn an den Rand des Todes brachte, und seine Rettung. Kein familiärer Plauderton wie sonst, sondern Konzentration auf ein einziges Thema. Es kann nicht nur der zeitliche Abstand sein, der die aufwühlenden Erlebnisse in einen sachlichen, detaillierten, teilweise sogar kühlen Bericht einfriert. Hofft Hans, dass der Brief von Vorgesetzten gelesen wird? Dafür spricht, dass er eine kleine Lageskizze anfertigt. Der Verlauf eines Flusses, die Lage des Gehöftes, des Schuppens, die Art der Vegetation, Höhenlinien, die Positionen der Maschinengewehre: das alles zeichnet und erklärt er akribisch. Will er, dass sein Mut gewürdigt wird? Dass seine Mutter den Brief nicht nur liest, sondern weiterreicht? An welches Publikum richtet sich Hans?

*Beim Einatmen blubbert mir jedesmal Luft und Blut aus der Wunde im Rücken. Ich drehe mich auf den Bauch und lege meine Handgranaten zurecht. Aufstehen oder ruhen kann ich nicht.* [17.10.1944]

Erhofft er sich Auszeichnung, Beförderung? Naheliegend, denn in den Briefen aus Finnland befasst sich Hans zunehmend mit solchen Wünschen. Immer wieder lese ich aus seinen Sätzen die Frustration über ausbleibende Anerkennung heraus. Die Empfänger der Ritter- und Eisernen Kreuze hätten, so schreibt er wiederholt, im Gegensatz zu ihm, dem gemeinen Soldaten, das Glück gehabt, sich in riskanten Situationen bewähren zu können. Nun ist *ihm* dieses „Glück“ zuteil geworden - aber auch jetzt bleibt die ersehnte Anerkennung aus. Hans fühlt sich schon nach dem Gefecht vom Januar 1944 verkannt, gibt das aber nicht zu.

*Bei uns entscheidet meist der äußere Erfolg; man muß Schwein haben! Wer keine Gelegenheit hat, zu zeigen, wer er ist und was er kann, kommt nicht weit. Aber solche Gelegenheiten sind selten; sie kommen überraschend.* [13.2.1944]

Nichts von dem, wovon er träumte, als er in die SS eintrat, ist Wirklichkeit geworden: Er kämpft nicht an der Front, kommt nicht über den Mannschaftsdienstgrad des Sturmmanns hinaus, er wird nicht ausgezeichnet und darf nicht als Kriegsheld in die Heimat zurückkehren wie die Ritterkreuzträger, die in der Familie, vor Hitlerjungen und Schulklassen von ihren Taten erzählen dürfen. Aber er fügt sich. Mehr noch: Er deutet das, was ihm anfänglich als ein Scheitern erscheinen musste, positiv um.

*Der Pilot unseres Aufklärungsflugzeuges, ein Oberleutnant, hat übrigens auf Grund seiner Tätigkeit in unserem Abschnitt das Ritterkreuz gekriegt. Ohne ihn hätten wir wohl manchmal dumm geschaut; aber ob er deshalb das meiste geleistet hat? - Aber, über sowas sind wir längst erhaben; wir denken an ganz was anderes als an Ritterkreuze! [16.4.1944]*

Nie wird er zu der Einsicht kommen, dass die Kriegsauszeichnungen für das Propagandatheater inszeniert werden. Die Regie in diesem sinnlosen Krieg führen Zyniker, denen der Mensch Hans Grieben gleichgültig ist. Er weiß es nicht, er, der SS-Sturmmann Hans Grieben, der Statist.

Nachdem Hans ausführlich über das Gefecht an der Brücke und die Niederlage berichtet hat, stellt sich wieder der Plauderton ein. Nach einem mehrwöchigen Krankentransport über Land und Wasser folgt dann der dritte Bericht über das jetzt zwei Monate zurückliegende Gefecht, dieses Mal an seinen Schwager Gerhard gerichtet, meinen Vater, der inzwischen zum Hauptmann der Wehrmacht aufgestiegen ist. Das Entsetzen über die Verletzung ist noch spürbar, wenn auch abgeschwächt.

*Die Lunge war aufgerissen, was ich bei jedem Atemzug recht unangenehm spürte. [7.12.1944]*

Während Hans in den beiden Briefen, in denen er seiner Mutter von dem Gefecht berichtet, ausschließlich ich-zentriert schreibt, stellt er das Geschehen nun in den Zusammenhang der kriegesischen Operationen. Er beschreibt eine Taktik der verbrannten Erde, als sei diese das Normalste der Welt: Die sich zurückziehenden Deutschen zerstören hinter sich die Verkehrswege und ganze Ortschaften, bemächtigen sich eines strategisch wichtigen Hafens, versenken dort Schiffe und ziehen zur nächsten Ortschaft weiter. Er zwingt sich, sachlich zu bleiben, aber ein kritischer Unterton ist erkennbar:

*Was dann weiter geschah, will ich hier weder schildern noch kritisieren. [7.12.1944]*

Das *dürfte* er auch nicht, kann man ergänzen. Sozusagen im letzten Moment können die Finnen die unerwünschte Truppe zum Abdrehen zwingen. Auf beiden Seiten Tote. Und Verwundete. Einer von ihnen ist Hans.

Zu Weihnachten, dreieinhalb Wochen später, schickt er eine Bleistiftskizze vom Ort des Gefechtes. Bildaufteilung, Perspektive, Verteilung von Licht und Schatten und die Ausarbeitung von Details zeigen, dass er alle Register seines zeichnerischen Könnens zieht. Der Betrachter blickt von einem leicht erhöhten Standpunkt aus über einen Fluss hinweg auf das gegenüberliegende Ufer. Die Fluchtlinien eines Chausseedammes und der Telegrafendrähte verlieren sich im Hintergrund. Die Schatten auf den großen Feldsteinen am Ufer deuten die Richtung des Lichteinfalls an. Am linken Bildrand ein Gehöft mit bedrohlich dunklen Fensterhöhlen. Dort ist der Feind zu vermuten. Davor ein Garten, mit dem sich der Zeichner besondere Mühe gegeben hat. Am rechten Bildrand die Brücke, die die Finnen soeben gesprengt haben, damit die deutschen Panzer nicht in ihre nahe Kleinstadt einrücken können. Der einzige Mensch auf dem

Bild, ein MG-Schütze, liegt hinter einem Feldstein und zielt auf das Gehöft. Neben dem Schützen ein halb zerfallener Schuppen.

*Ich lag als vorgeschobene Sicherung in einem Schuppen und schoß bald durch diese Bretterritze, bald durch jenes Astloch. [7.12.1944]*

Eigenartig: Hans ist auf dem Bild nicht zu sehen. Und trotzdem ist er präsent, beherrscht die Szene. Sein kleiner Schuppen ist das Zentrum des Bildes; mit spitzem Stift sind gelöste Bretter peinlich genau gezeichnet. Ich ahne: In diesem Bild sieht sich Hans nicht *im* Schuppen; er *ist* der Schuppen: bedroht, schutzbedürftig, den Kugeln des Gegners ausgeliefert, winzig in einer fast menschenleeren Szenerie. Einsamkeit um ihn herum. Zwischen dem Schuppen und dem Wohnhaus des Gehöftes breitet sich der Gemüsegarten aus. Ist das nicht sein Elternhaus in Oranienburg? Zeichnet er die unermessliche Bedrohung, der sein Ich, sein Jetzt, seine Vergangenheit und seine Zukunft ausgeliefert sind?

Ich betrachte noch einmal das erste Bild meines Onkels, das mir zugänglich ist: jenes sorgfältig gestaltete Kinderbild, das der etwa Achtjährige einst seiner Mutter zum Geburtstag schenkte. Auch hier: eine am Wasser gelegene Hütte. Ein Zwerg bewegt sich auf sie zu. Ein Zwerg ist listig, aber auch schutzbedürftig. Er muss sich verstecken können, und die Hütte könnte ihm Sicherheit geben. Wenn der kleine Hans sich auf dem Bild seiner Kindheit als Zwerg darstellt, meint er die Suche nach einer Geborgenheit, die auf dem Bild, das zehn Jahre später entsteht, verloren gegangen ist. Dieser zerschossene Schuppen bietet keinen Schutz mehr vor Bedrohungen und droht in sich zusammenzufallen.

Hans berichtet nun ausführlich von dem 18-wöchigen Transport, der ihn, den schwer Verwundeten, wieder zu seiner Truppe bringen soll. Die SS-Division „Nord“, der er angehört, ist nämlich in den Südwesten des Reiches verlegt worden und kämpft im Rahmen der Angriffsoperation „Nordwind“ in den Vogesen. Wieder einmal reist Hans durch besetzte Länder: 3.800 km von Tornio über Norwegen und Dänemark bis in den Süden der Pfalz. Und wieder einmal betritt Hans ein Land, in dem die Deutschen gefürchtet und gehasst werden. Die norwegische Bevölkerung hatte bereits vier Jahre lang die Besatzer ertragen müssen. Im Oktober 1944 litten die nördlichsten Provinzen unter den Kriegsverbrechen, die die deutschen Truppen auf ihrem Rückzug aus Petsamo und Finnland im Rahmen des Unternehmens „Nordlicht“ verübten. „Die gesamte wehrfähige Bevölkerung Norwegens ist, soweit es die Marschbewegungen zulassen, mitzuführen und dem Reichskommissar Norwegen zu Arbeitseinsatz zu übergeben.“<sup>24</sup> So lautete der Befehl der Wehrmachtführung. Für die Menschen dort bedeutete das: vollständige Deportation, Tötung des gesamten Viehbestandes, weil dieser nicht mitgeführt werden konnte, Zerstörung der Infrastruktur, aller Gehöfte, Dörfer, Städte, Hafenanlagen.

Man bringt Hans durch diese verwüsteten Regionen zunächst nach Levanger. Die direkte Entfernung zwischen Tornio und Levanger beträgt zwar „nur“ knapp 700

Kilometer. Weil der Weg quer durch Schweden aus politischen Gründen verwehrt ist, verlängert sich die Entfernung auf das Doppelte bis Dreifache.

Ca. 600 km dieser Strecke legt Hans an Bord der „Meteor“ zurück, einem ehemaligen Kreuzfahrtschiff der Hapag. Im Mai 1940 war es von der Kriegsmarine beschlagnahmt und in ein Lazarettsschiff umgewandelt worden. Angesichts der hohen Verwundetenzahlen hatte das Oberkommando der Kriegsmarine 1944 eine Einsatzregelung für Lazarettsschiffe erlassen. Sie beginnt im Amtsstubendeutsch: „Der heutige Bestand an Lazarettsschiffen genügt bei Stoßbelastungen, wie sie im Rahmen der heutigen Kriegführung gelegentlich auftreten, nicht den Anforderungen.“<sup>25</sup>

Nur drei Wochen lang wird Hans im Lazarett von Levanger medizinisch versorgt. Von hier schickt er die Zeichnung und die Beschreibungen seiner Wunde nach Oranienburg, hier muss er das Weihnachtsfest verbringen.

*Meine Lieben!*

*Der gestrige Abend hat mich stärker als sonst mit Euch Lieben daheim verbunden. [...] Nun, wir sind hier sehr reich beschert worden. Ich hätte nie für möglich gehalten, daß es zum 6. Kriegsweihnachtsfest noch soviel Gutes für Kehle und Magen geben würde. [25.12.1944]*

Danach geht es mit der Bahn weiter, nach Oslo, wo er die „Isar“ besteigt, einen ehemaligen Fruchtdampfer, der 1938 zum U-Boot-Begleitschiff umgebaut worden ist. Nach der riskanten Fahrt über die Ostsee nach Aarhus - die britische Luftwaffe fliegt Angriffe - beginnt eine Bahnreise, die in Pirmasens endet. Von hier schickt man aus man Hans direkt ins Kampfgebiet.

Auch wenn er es nicht zugibt: die Umstände lassen vermuten, dass ihn auf diesem langen Transport körperliche und seelische Schmerzen begleiten. Die Wunde heilt nicht aus, vielleicht kommen Zweifel an seiner Mission auf, und auf die vielen Briefe, die er auch jetzt nach Oranienburg schickt, erhält er über vier Monate lang keine Antwort. Die deutschen Besatzer und ihre norwegischen Helfer sorgen dafür, dass er Ablenkung findet. Trotz der Truppenbewegungen finden die deutschen UFA-Produktionen ihren Weg bis nach Levanger, und eine Volkstanzgruppe kommt ins Lazarett.

*Heute nachmittag erfreute uns eine Jugendspielgruppe von „Nasjonal Samling“ mit Volkstänzen und anderen, ähnlichen Darbietungen. Die jüngsten Mädchen waren höchstens 10 Jahre alt. Wir sind aus dem Lachen selten herausgekommen. Das tut mal wieder gut! [17.12.1944]*

*Nasjonal Samling* war eine norwegische faschistische Partei, die 1933 durch Vidkun Quisling gegründet worden war. In den Wahlen hatte *Nasjonal Samling* zwar nur wenige Parlamentssitze errungen. Schon vor der Invasion von 1940 durch das nationalsozialistische Deutschland war Quisling nach Berlin gereist und hatte sich den Nationalsozialisten angedient. Nach der Invasion kollaborierte er eng mit den Besatzern, unterstützte sie bei Repressalien gegen die eigene Bevölkerung, so auch bei Deportationen seiner Landsleute, und warb für den Eintritt von Norwegern in die

Waffen-SS. Für seine stramm nationalsozialistische Haltung belohnten die Besatzer ihn 1942 mit dem Posten des Premierministers. Nach der Kapitulation wurde er zum Tode verurteilt und hingerichtet; Nasjonal Samling wurde aufgelöst.

Die nationalsozialistische Propaganda wird den Sturmmann Hans Grieben weiterhin begleiten. Das Scheitern an der Nordfront, das er aus nächster Nähe miterlebt, und die Ungewissheit über seine Zukunft führt er auf das Fehlen eines starken Mannes zurück:

*Wo wir hinfahren, und wie sich überhaupt unser weiteres Schicksal gestaltet, ist noch unbekannt. Der Anfall an Verwundeten war ja um ein vielfaches stärker, als erwartet wurde. Wenn der alte Dietl noch wäre, hätte es das nicht gegeben. [29.10.1944]*

Gemeint ist Eduard Dietl, zuletzt Generaloberst der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg. Nach der Schlacht bei Narvik 1940, die die militärische Besetzung Norwegens eingeleitet hatte, wurde er zum Kriegshelden stilisiert. Auf einem Propagandafeldzug durch Süddeutschland hielt er Durchhaltereden wie die am 9.11.43 auf den Stufen der Feldherrnhalle in München: „Der Frontsoldat weiß, daß es sich um den Schicksalskampf des deutschen Volkes handelt, daß sich die Juden der ganzen Welt zusammengeschlossen haben zur Vernichtung Deutschlands und Europas. [...] Der Krieg ist der unerbittliche Läuterer der Vorsehung. Ich erkläre feierlich: Ich glaube an den Führer!“ Im Juni 1944 kam der „alte Dietl“ im Alter von 53 Jahren bei einem Flugzeugabsturz ums Leben. Hitler verfasste einen Nachruf: „Ich verliere deshalb in ihm einen meiner treuesten Kameraden aus langer, schwerer, gemeinsamer Kampfzeit.“<sup>26</sup> Dass es noch weitere Bewunderer des Generaloberst Dietl gab, zeigt der Umstand, dass nach dem Krieg Straßen mehrerer bayerischer Städte sowie die Bundeswehrkaserne in Füssen seinen Namen trugen. Erst in den 90er Jahren und erst nach Bürgerprotesten wurden Umbenennungen vorgenommen.

Trotz Nasjonal Samling und Dietl - die Briefe, die Hans von Anfang November 1944 bis Mitte Januar 1945 nach Oranienburg schickt, sind weitgehend frei von Propagandasprache. Das fällt vor allem auf, wenn man sie mit den Briefen aus Dachau vergleicht. Möglicherweise liegt das daran, dass Hans sich, zum ersten Mal seit seinem Eintritt in das Jungvolk zehn Jahre vorher, nicht in einer Gruppe befindet, die sich dem Führerkult, dem Glauben an ihre rassische Überlegenheit, dem Kameradschaftsgeist und dem unbedingten Gehorsam verschrieben hat. Seine SS-Uniform legt er in Norwegen gezwungenermaßen ab.

*Hier ist uns das köstliche Glück einer Entlausung und eines warmen Bades endlich zuteil geworden. „Klamotten“ habe ich auch gefaßt, unmögliche Apparate natürlich: I.E.M 44 (Infanterie-Einheits-Mütze), ein Rock, der fast bis in die Knie reicht (die kürzeren waren mir in den Schultern zu eng), eine grasgrüne norwegische Uniformhose mit roten Biesen, die vielleicht einem von Herrn Teusch's Format passen würde. [8.11.1944].*

Die übliche NS-Rhetorik kehrt in die Briefe zurück, als er, neu eingekleidet, die Front erreicht und sich unter alten Kameraden befindet.

*Der Feind ist ja jetzt auch bis in unseren Heimatgau vorgestoßen, sodaß zur Sorge wegen des Bombenterrors noch diese hinzukommt. Aber solange wir noch unseren Führer haben, braucht keiner von uns den Mut sinken lassen. [4.2.1944]*

Hat Hans eine Chance gehabt, sich zumindest innerlich von dem verbrecherischen Treiben, in das er hineingezogen worden war, zu distanzieren? In *seiner* Lage, in den letzten drei Kriegsjahren? Nein. Da gab es niemanden, der ihm die Hand reichte, der ihn über den Abgrund trug, ihm die Augen öffnete. Hätte Hans das überhaupt gewollt?

Inmitten der Begeisterung für den Führer, für Krieg, Kampf und Kameradschaft gibt es Momente des Zweifels und Zögerns, die aber wie etwas Verbotenes sofort beiseite gewischt werden. Zuweilen erscheint mir Hans wie ein Zirkustier, das die offen stehende Käfigtür nicht zur Flucht nutzen kann, weil sein bisheriges Leben nur Gefangenschaft war. Die Welt außerhalb des Käfigs ist unbekannt und beängstigend. In dem bereits erwähnten Brief, den er im Februar 1943 an der Postkontrolle vorbei nach Hause schmuggelt, nimmt er sich vor, die Ausbildung des Sonderkommandos „K“ zu kritisieren.

*Ja, was soll ich dir eigentlich schreiben - stellt er verunsichert fest. Dann trotzig: Nun, in diesem Brief kann ich noch deutlicher werden. [22.2.1943]*

Und dann wird er doch nicht deutlich. Gewiss, die namentliche Nennung eines besonders übel schikanierenden Vorgesetzten ist gewagt, aber letztlich hinterfragt er das Konzept der Schulung nicht. Er übt zwar Kritik an einigen Auswüchsen, erfüllt aber sofort wieder die Anforderungen an ihn, den SS-Soldaten, dem die Kameradschaft, der Führer und der Fronteinsatz heilig sind. Wie das Rennpferd, das nervös auf den Start wartet:

*Fast ein Jahr mußte ich auf den Einsatz warten. Das brauche ich ja nun nicht mehr. Bald ist es so weit! [22.2.1943]*

Oft gibt er sich gelassen, scheint aber vor Wut zu kochen, z.B. als er eine Woche in der Arrestzelle festgehalten wird, während seine SS-Einheit durch Frankreich zur Mittelmeerküste vorstoßen soll, oder wenn er sich in Karelien damit begnügen muss, weit weg von der Front das rückwärtige Gebiet zu sichern. Er gibt zwar vor, sich damit abgefunden zu haben, dass er nicht in die Hauptkampflinie geschickt wird, und versucht sogar, diesem Umstand etwas Gutes abzugewinnen. So schreibt er, als er an seinen Arrest zurückdenkt:

*Wäre das Ding nicht passiert und wären wir damals mit zur Totenkopf-Division gekommen, so könnten wir uns jetzt vielleicht schon die Kartoffeln von unten bekucken. Erst flucht man und hat den Bauch voll Wut wegen einer Angelegenheit, dann wird man nachdenklich und zum Schluß stellt man fest, daß es so besser war. [21.11.1943]*

Eine Nachdenklichkeit, die neu ist, hin und wieder aufleuchtet, aber immer wieder erlischt. Sie kann keinen Sinneswandel herbeiführen. Manchmal scheint es, dass Hans am Sinn seiner Mission zu zweifeln beginnt, weil das ersehnte Gefechtserlebnis in

weite Ferne gerückt ist. Im Grunde könnte er, seinen Grundsätzen folgend, stolz auf sich sein: Endlich hat ihm der Zufall die Gelegenheit geboten, sich im Kampf zu bewähren; seine Wunde ist das sichtbare Zeichen seines Mutes und seiner Opferbereitschaft. Die Berichte und Skizzen lassen ahnen, dass das die Kampfhandlungen zu einem immer wieder ablaufenden, inneren Film gerinnen. Zehn Wochen später bekommt dieser einen Riss.

*Man muß die Dinge nehmen, wie sie kommen, wenn sie auch oft sauer aufstoßen. Wer sich, 30 m vom feindlichen Scharfschützen entfernt, in einer bedingten Deckung gemütlich bewegt, der kriegt eben früher oder später einen auf's Fell gebrannt. Sowas kommt von sowas. [17.12.1944]*

Das klingt nicht nach Soldatenglück und Frontheldentum. Hans stellt in Frage, worauf er seit dem neunten Lebensjahr vorbereitet worden ist und was er - und noch wichtiger: sein Umfeld - als einen Höhepunkt in seiner Laufbahn ansehen könnte. Die Umgebung des Lazaretts hat wahrscheinlich dazu beigetragen. Hans ist aus dem SS-Verband herausgerissen, und es treten andere Menschen an ihn heran: Ärzte, Pflegepersonal, kriegsmüde, enttäuschte, von Schmerzen gepeinigte Soldaten der zusammengebrochenen Nordfront, die unsichere Zeiten vor sich sehen und den Kontakt zu ihren Familien vermissen:

*Und mein einziger Schmerz, daß ich von Euch keine Post bekomme, wird mit allen anderen Lazarettinsassen geteilt. [25.12.1944]*

Ich stelle mir vor, wie Hans mit diesen körperlich und seelisch verwundeten Soldaten ins Gespräch kommt. Vielleicht versucht er, über sein Gefechtserlebnis zu reden. Und vielleicht erlebt er, dass seiner schneidigen, bedingungslosen Bejahung des Krieges mit Skepsis begegnet wird.

*Sowas kommt von sowas.*

Vielleicht gibt es aber gar keine Nachdenklichkeit, keine Zweifel, weil andere Hans' Weg vorgezeichnet haben und eine Alternative von ihm nicht gedacht werden kann. Sicher ist, dass aus seinen Äußerungen ein gewisses Maß an Ernüchterung und Resignation spricht. Ernüchterung, weil er erkannt hat, dass das Gefecht vom 5. Oktober 1944 sinnlos und desaströs war. Resignation, weil er seinen Traum vom Heldentum begraben sieht. Sein flapsiger Umgang mit Lebensgefahr und Tod - dann *könnten wir uns jetzt vielleicht schon die Kartoffeln von unten bekucken - man kriegt eben früher oder später einen auf's Fell gebrannt* - kontrastiert mit dem Ernst, mit dem er sich über Gefallene oder die Verleihung von Kriegsorden äußert.

Ich stoße jedoch beim wiederholten Lesen der Briefe aus Norwegen auf eine noch tiefere, noch schwerer zugängliche Schicht seines Wesens. Ich sehe, wie ein Kollektiv mit seinen seelischen Wunden umgeht. Vor allem das macht mich, den Neffen, das Nachkriegskind, noch heute, nach siebzig Jahren, betroffen. Es geht nicht mehr allein um die Person meines Onkels, sondern um die Gesellschaft, in die ich hineinwuchs, um

die fünfziger und sechziger Jahre, um die Zeit, die mich geprägt hat. Was geschah dort im Lazarett, im Dezember 1944?

Die Kriegsgenerationen, also alle, die im Krieg Kinder, Jugendliche oder Erwachsene waren, erlebten als Betroffene oder Zeugen extrem verstörende, kaum zu ertragende und mein Vorstellungsvermögen übersteigende Szenen. Ein Beispiel ist der erbarmungslose Umgang mit KZ-Häftlingen, den meine Großmutter, meine Mutter und mein Onkel aus der Nähe sahen. Ich frage mich, wie *ich* damit umgegangen wäre - als Vater oder als Kind. Sicherlich wehrten die Erwachsenen damals die Fragen ihrer Kinder ab, weil sie die Antworten selbst nicht ertrugen. Ich kann mir vorstellen, wie meine Großmutter ihre Kinder aufforderte, einfach nicht hinzuschauen. Sie hielt es für besser, das Leid in den Gesichtern der singenden Häftlinge, die von bewaffneten Aufsehern am Elternhaus vorbei zum Arbeitseinsatz getrieben wurden, nicht an ihre Familie heranzulassen. „Es wird schon seinen Grund haben, dass man die dort eingesperrt hat“, hieß es vielleicht. Die Opfer der nationalsozialistischen Gewalt wurden so zu Tätern gemacht. Sublime antisemitische Schuldzuweisungen wie „die Juden heiraten den Deutschen die Frauen weg“ oder „die reichen Juden machen sich Unter den Linden breit“, hörte man bei Tischgesprächen im Elternhaus. Die Kinder lernten, ihre spontane Anteilnahme und ihren Wunsch nach Wissen zu unterdrücken und leidvolle Erlebnisse im Inneren einzukapseln und abzusondern. Das Leben, das noch weiteren Belastungen ausgesetzt war, sollte und musste weitergehen.

Das daraus resultierende Schweigen ist fatal. Meine Großeltern und Eltern legten auf diese Weise unzählige grauenhafte Erfahrungen in irgendeinem dunklen, unzugänglichen Winkel ihres Unterbewusstseins ab. Der „Vorteil“, den sie daraus zu ziehen hofften, bestand darin, dass diese Erinnerungen sie nicht verfolgten und nicht mehr das Gewissen quälten. So gesehen, hilft die Fähigkeit des menschlichen Gehirns, Erlebnisse zu verdrängen und zu vergessen, beim Über- und Weiterleben. Mein Vater sprach so gut wie nie über seine Kriegserlebnisse. Schon das wenige, das mir zu Ohren kam - ich weiß nicht mehr ob aus seinem Mund oder über meine Mutter oder einen meiner älteren Brüder - war für mich kaum zu ertragen und verfolgte mich lange: Einem Kameraden, der in seiner Nähe kämpfte, sei der Unterkiefer weggeschossen worden. Ein Offizier habe daraufhin dem schwer Verwundeten einen Gnadenschuss gegeben.

Ohnmächtig zuzusehen, dass jemand neben einem von Geschossen zerfetzt, von Trümmern erschlagen, von Panzerketten zermalmt, von Aufsehern zu Tode gequält wird, gehört mit zu den furchtbarsten Erlebnissen der Kriegsgenerationen. Ein solches war das Gefecht vom 5. Oktober. Ein Kamerad sucht Zuflucht in der winzigen Hütte, in der sich Hans verschanzt hat, und verblutet an seiner Seite, nachdem ein Geschoss seinen Oberschenkel aufgerissen hat. Die Bergung der Opfer erlebt Hans bei manchmal schwindendem Bewusstsein an der Seite von Toten und schwer Verwundeten, die er alle persönlich kannte. Das, was während des langen Transportes von Nordfinnland in den Südwesten des Reiches erfolgt, könnte man geradezu beispielhaft als den Umgang mit einem kollektiv erfahrenen Trauma deuten. Der erste Brief nach der Verwundung ist voller Hass. In den beiden folgenden Briefen berichtet Hans aus der Distanz. Er

versachlicht zunehmend die grauenhaften Erfahrungen; keine Rede von Enttäuschung, Schmerz, Trauer oder gar Todesangst. Im Lazarettsschiff und auf der Krankenstation begegnet ihm ein neues Kollektiv: schwer verwundete Soldaten von der Finnland- und der Petsamo-Front, die für immer gezeichnet und entstellt sind. Sie haben ähnliche Erfahrungen hinter sich und werden darüber geredet haben. Und sie haben sich sicherlich gegenseitig darin bestärkt, ihre körperlichen und seelischen Verletzungen erst zu bagatellisieren - *sowas kommt von sowas* - und dann darüber zu schweigen, weil sie das für Stärke hielten und es ihnen das Weiterleben ermöglichte. Aus einem traumatisierten wurde ein schweigendes Kollektiv. Hans ist sprachlos angesichts des Leidens und begrüßt die Ablenkung:

*Von unserem Zug sind noch 3 Mann hier. 2 am 3.10. verwundet, Streif-, Durch- und Steckschüsse im „rückwärtigen Gebiet“ durch Scharfschützen; der dritte war am 4. mit mir zusammen, nahm zu langsam Deckung, als der neben ihm stehende Panzer Paktreffer erhielt; „vom Scheitel bis zur Sohle“ wurden seine rückwärtigen Partien mit Splittern gesegnet. Allen dreien geht es weder schlecht noch gut. Auch von dem Brückenkopf, wo ich verwundet wurde, sind etliche hier. Aus dem Lautsprecher klingt gedämpft Musik, Schlager, Märsche, manchmal auch Besseres. [29.10.1944]*

So ging mein Onkel mit seinem Gefechtserlebnis und mit dem Grauen des Krieges um. Das Schweigen meiner Eltern über einen ganzen Lebensabschnitt bewerte ich jetzt anders als vor einem halben Jahrhundert. Aufgrund dieser Briefe, dieser ungeordneten Gedankensplitter, kann ich nachvollziehen, wie ein kollektiv erfahrenes Trauma eine Generation zum Verstummen bringt. Mein Onkel hat mir geholfen, das Schweigen meiner Eltern zu verstehen.

## 10. Das Ende

*Meine Lieben!*

*Nach einer wenig erfreulichen Fahrt im Güterwagen sind wir hier westlich Karlsruhe gelandet. Wir fuhren über Flensburg - Rensburg - Hamburg - Hannover - Kassel - Bebra - Fulda - Würzburg - Heilbronn. [...] Es ist möglich, daß ich in der nächsten Zeit selten zum Schreiben komme. [9.1.1945]*

Das also ist die letzte Etappe des dreimonatigen Transports vom äußersten Norden in die Mitte Europas. Westheim/Pfalz steht vor dem Briefdatum. Man wird nie erfahren, was Hans empfindet, als er im Kampfgebiet ankommt. Vielleicht weiß er es selber nicht. Seine Mitteilungen sind wie ein langsam anlaufender Film, der nun, nach einem retardierenden Moment, an Fahrt gewinnen und in die Katastrophe führen wird - aber ohne den läuternden Effekt einer antiken Tragödie.

Wie der Hitlerjunge, so scheint der Zwanzigjährige immer noch vom heldenhaften Einzelkampf zu träumen -

*Vielleicht robben wir in 24 Stunden schon zu unserem Abt. Gefechtsstand vor [9.1.1945],*

- aber dann bemerkt er die Luftüberlegenheit der Alliierten:

*Daß hier ein anderer Krieg als in Karelien gespielt wird, wurde mir recht eindrucksvoll vor Augen geführt, als ich heute in den Himmel schaute. Viel hat nicht gefehlt, und ich wäre mit Genickstarre wieder in ein Lazarett marschiert. [10.1.1944]*

Wahrscheinlich ist er von der monatelangen Fahrt zermüht. Auch die Kälte hat ihm zugesetzt:

*Von Drontheim bis zum Eintreffen beim Troß der Kp. (5 km von Pirmasens) habe ich allerdings jämmerlich gefroren. Aber - auch das ging vorüber! [8.2.1945]*

*Jämmerlich gefroren - gut sieben Wochen lang während einer Fahrt von etwa 2000 km. Richtig auskuriert haben kann er sich demnach nicht, aber das spielt er hinunter:*

*Ich hatte nämlich bei den Märschen der letzten 2 Wochen Atembeschwerden, sodaß mich unser Abt. Arzt zur Untersuchung zurückgeschickt hat. In Bitsch wurde ich untersucht. Ergebnis: 3 Wochen leichter Dienst beim Troß, dann Wiedervorstellung in Bitsch. Der Arzt sagt, es hätte weiter nichts zu bedeuten, als daß ich etwas zu früh aus dem Lazarett entlassen worden bin. [4.2.1945]*

Als Hans zu seiner Einheit zurückkehrt, wird wieder einmal deutlich, wie besessen er vom sogenannten Kameradschaftsgeist ist. In seiner Korrespondenz erscheint dieses Thema nicht zum ersten Mal. Die Bereitschaft, sich für die Gemeinschaft und ihre Ziele zu opfern, war ja ein zentrales Anliegen der militärischen Schulung. In den Gruppen, in die sich erst der Hitlerjunge und dann der Schütze Hans Grieben einordnen musste, herrschte ein Klima, das wir heute als Gruppendruck bezeichnen würden. Hans ist das nicht bewusst. Stattdessen fühlt er sich für das Nichtstun in Finnland mitschuldig:

*Wir verleben hier immer noch herrlich ruhige Tage - wie lange noch? [...] Aber das wird nicht von langer Dauer sein! Es wäre vielleicht auch beschämend für uns, so ein Leben zu führen in dem Bewußtsein, daß überall da, wo sonst deutsche Soldaten stehen, von diesen Hartes und oft das Letzte verlangt wird. [30.7.1944]*

Der Traum des 17-jährigen Rekruten, mit einer kleinen, eingeschworenen Gemeinschaft in ein Gefecht geschickt zu werden, hatte ja schon kurz nach Beginn der Grundausbildung einen Dämpfer erhalten, als man ihn in eine andere Kompanie versetzte.

*Ich muß nun wieder von vorn anfangen. [...] unsere Stube wäre zu noch festerer Kameradschaft zusammengewachsen. Jetzt sind wir auseinandergerissen. [13.8.1942]*

Und er fing wieder von vorn an. Immer wieder spürt man die Sehnsucht nach einer festen Bezugsgruppe. Seine Verwundung im Oktober 1944 riss ihn zum letzten Mal, und gleich für mehrere Monate, aus seiner Einheit. Nach zwei Monaten Verwundetentransport und Lazarettaufenthalt schrieb er wehmütig:

*Zum dritten Mal werde ich das Weihnachtsfest fern von Euch verleben. Ich hoffe, daß ich bis dahin noch zur Truppe zurückgekehrt bin; denn ein Weihnachten unter alten Kumpels - ganz gleich, wo und wie - ist mir hundertmal lieber als im Lazarett. [11.12.1944]*

Es ist anzunehmen, dass er sich nun, im Januar 1945, auf das Wiedersehen mit alten Kameraden freut, denn:

*[...] dann geht es bei nächster Gelegenheit nach vorn zu den Kumpels. [10.1.1945]*

Eigentlich müsste Hans sich jetzt am Ziel seiner Träume wähnen: Er wird an einer richtigen Kampffront eingesetzt - wenn man von dem Wermutstropfen absieht, dass der Truppenarzt ihn gleich wieder in die Versorgungslinie zurückschickt. Hans betont jedoch dermaßen heftig die angeblichen militärischen Schwächen und die menschlichen Defekte des Gegners, dass man glauben muss, er wolle sich selbst täuschen.

*Der feindliche Infanterist ist feige. Mit seiner Kampfmoral hätten wir nicht einmal Polen niederwerfen können. Vor einigen Tagen geschah Folgendes: Ein deutscher Gefangener sagte aus, daß am folgenden Tage die SS angreifen würde. Ein paar Stunden später liefen 150 Yankees, alles junge Burschen, über. Es soll drüben auch verboten sein, mit der SS in Nahkampf zu treten. [15.1.1945]*

Wahrscheinlich saugt er noch begieriger als bisher alles auf, was ihn beruhigen und seine Befürchtungen und Ängste lindern könnte. Viel davon gab es nicht. Konnte jemand noch ernsthaft an die deutsche Überlegenheit glauben, selbst wenn er in einer SS-Division kämpfte?

Ich versuche mir vorzustellen, was sich gleichzeitig in Oranienburg abspielte. Die Angst meiner Großmutter in den letzten Kriegsmonaten muss entsetzlich gewesen sein. Wochenlang erhält sie keine Nachricht von ihrem Sohn, bis sie erfährt, dass man ihn in

die Vogesenschlacht geschickt hat. Sie erlebt die Bombardierungen ihrer Heimatstadt - die heftigsten stehen ihr noch bevor - und sieht deutlich die Gefahr, in der sie, meine Mutter und mein anderthalbjähriger Bruder schweben: Die Rote Armee hat sich dem Großraum Berlin schon bedrohlich genähert. Die Ängste sind begründet: Meine Großmutter ist die Witwe eines Beamten der Reichsjustiz, die Mutter eines SS-Soldaten und die Schwiegermutter eines Wehrmachtsoffiziers. Zudem könnte ihr die Nähe zum Konzentrationslager zum Verhängnis werden, denn in den Häusern und Wohnblocks ihres Stadtteils leben viele Angehörige des SS-Wach- und Führungspersonals mit ihren Familien. Wie soll sie den plündernden und vergewaltigenden Sowjetsoldaten klarmachen, dass niemand aus ihrer Familie dazugehört?

Später kommt eine weitere Angst hinzu: Meine Mutter versucht, in den Westen des Reiches zu gelangen. Man hat ihr geschrieben, das sie und Hänschen in einem Dorf in Niedersachsen von Frauen aus der Verwandtschaft meines Vaters aufgenommen werden können. Die Ausreise ist illegal. Meine Mutter schlägt sich trotzdem von Oranienburg zu einem der Berliner Fernbahnhöfe durch. Sie hat Glück: Eine barmherzige Schalterbeamtin steckt ihr wortlos eine Fahrkarte zu, und es gelingt ihr, sich mit ihrem kleinen Sohn an der einen und einem Koffer in der anderen Hand in einen überfüllten Zug zu zwängen. Erst kurz nach der Kapitulation erfährt meine Großmutter, dass Tochter und Enkel in Sicherheit sind.

Im vorletzten Brief teilt Hans seiner Mutter mit, er sei befördert worden, was er mit der für die letzten Briefe typischen Schicksalsergebenheit kommentiert.

*[...] und ich habe den höchsten Grad der Gemeinheit erklommen, bin nun mehr ein restlos abgeklärter Obergefreiter! [8.2.1945]*

Er steigt um einen Mannschaftsdienstgrad auf, vom Sturmmann zum Rottenführer. Allerdings nennt er nicht seinen neuen SS-Rang, sondern den entsprechenden Dienstgrad der Wehrmacht. Bemerkenswert ist auch, dass er diese Mitteilung wie beiläufig unter andere, belanglosere Äußerungen mischt. Möglicherweise will er seine Mutter schützen, weil er weiß, dass es für sie gefährlich sein kann, mit einem SS-Sohn in Verbindung gebracht zu werden. Genauso vermeidet er jeden Kommentar zur Flucht meiner Mutter. Ich vermute, dass man ihm davon geschrieben oder es zumindest angedeutet hat, denn die vor der Verwundung üblichen Fragen nach Hänschen bleiben jetzt aus.

Hans spielt zudem mit der doppelten Bedeutung des Wortes „gemein“, das sowohl „gewöhnlich“ als auch „böseartig“ bedeuten kann. Er teilt seiner Mutter einerseits mit, dass er den höchsten Rang eines gemeinen Soldaten erreicht habe, den höchsten Mannschaftsdienstgrad also. Andererseits greift er ein Thema auf, das er seit dem Arrest kontinuierlich variiert hat. Sein Wortspiel weist wieder einmal darauf hin, wie ungerecht er sich behandelt fühlt, weil ihm eine frühere Beförderung, der Besuch der Junkerschule und jede Kriegsauszeichnung versagt geblieben ist. Das „Geschenk“ der Beförderung wird innerlich abgelehnt.

So endet Hans' letzter Brief, datiert auf den 13. Februar 1945:

*[...] Nun will ich schließen. Ich lege einige Sachen bei, die ich hier nicht unbedingt gebrauche. Immer möglichst unbeschwert bleiben, ist die Parole!*

*Herzlichst grüßt und küßt Euch alle*

*Euer Hans*

Über die Ereignisse zwischen dem Schreiben dieser Zeilen und dem Todestag am 23. Februar werde ich nie etwas erfahren. Ich brauche es auch nicht, denn wo genau sich mein Onkel in den letzten Lebenstagen aufhielt, womit er beschäftigt war, wie er ums Leben kam, kommt mir jetzt, nach dem ich mich zum ersten Mal mit seinem Leben befasst habe, unwichtig vor. Einer seiner Kameraden benachrichtigt nach zehn Tagen meine Großmutter. Die Ursachen des Todes - angeblich eine Explosion auf einem mit Munition beladenen Versorgungsfahrzeug - werden so offensichtlich verschleiert, dass ich annehmen muss, der Verfasser habe bestimmte Vorgaben für solche Briefe erfüllen müssen. Hat zwischen ihm und meinem Onkel wirklich ein so enges kameradschaftliches Verhältnis bestanden, wie der Brief vorgibt? Was löste die Explosion aus - ein Unfall oder, eher anzunehmen, ein Treffer eines feindlichen Kampffliegers? Der Brief gibt keine Antworten und wirft neue Fragen auf. Ich hoffe nur, dass er meiner Großmutter ein wenig Trost spendete. Wie sie und meine Mutter mit der Nachricht umgingen, ob die beiden Frauen jemals eine Möglichkeit sahen, ihre Trauer auszudrücken und anderen mitzuteilen, weiß ich nicht.

## 11. Andere Zeiten

Die SS-Gebirgs-Division „Nord“, der Hans angehört hatte, verlegte Anfang April 1945 ihre Position nach einem erfolgreichen Angriff der Amerikaner nach hinten, wurde aber eingekesselt und aufgerieben. Unter Zurücklassung von Verwundeten und Sanitätern konnten sich noch 800 Angehörige der Division zurückziehen. Auch sie wurden letztendlich gestellt und gefangen genommen, womit die „Nord“ vollständig zerschlagen war.

Am 15. März 1945 bombardierte die US-Airforce die Auerwerke in Oranienburg. Man wollte die Fabrik, die in das deutsche Atombombenprojekt eingebunden war, nicht in die Hände der Sowjets fallen lassen. 1000 Menschen starben, über ein Drittel der Bevölkerung wurde obdachlos. Weitere Bombenangriffe auf die Stadt folgten.

Mein Vater, der wie mein Onkel an der Westfront eingesetzt war, befand sich in französischer Kriegsgefangenschaft, als er vom Tod seines Schwagers erfuhr. Im Januar 1946 konnte er zum ersten Mal meiner Mutter schreiben und ihr seine Anteilnahme ausdrücken. Zu diesem Zeitpunkt lebte sie bereits mit ihrem anderthalbjährigen Sohn in Niedersachsen. Meine Großmutter blieb in ihrem Haus in Oranienburg, in das sowjetische Soldaten einquartiert wurden. Erst 1953 gab sie Haus und Garten auf und zog zu ihrer Tochter nach Norddeutschland, wo mein Vater inzwischen eine Lehrerstelle gefunden hatte.

Viele Juristen, Künstler und Wissenschaftler, die wegen ihrer Karriere und materieller Vorteile oder aus Überzeugung den nationalsozialistischen Organisationen beigetreten waren, wurden im Zuge der 1945 beginnenden Entnazifizierung der Kategorie „Mitläufer“ zugeordnet, obwohl sie entscheidend daran mitgewirkt hatten, dass der nationalsozialistische Wahn in einer Katastrophe endete. Sie hätten ihre unselige Rolle im Nazi-Regime sowieso nicht leugnen können; insofern wurde das Etikett „Mitläufer“ oft als Freispruch aufgefasst, und die Betroffenen konnten im Nachkriegsdeutschland ihre Karriere fortsetzen.

Das gilt z.B. für Hans' Kompaniechef in Dachau, den SS-Sturmbannführer und Biologen Dr. Ernst Schäfer, 14 Jahre älter als Hans und SS-Angehöriger ab 1933. Ein Wissenschaftler, der der SS-Reichsführung stets zu Diensten war (s. S. 66 f.). 1949 ging er als Dozent nach Venezuela, dann wurde er Kustos am Niedersächsischen Landesmuseum und Ehrenmitglied der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft. Er hielt Vorträge an Schulen in Niedersachsen.

Nicht wenige Filmstars, die Hans auf der Leinwand sah, begannen ihre Karrieren in den von Goebbels kontrollierten Babelsberger Produktionen und setzten sie nach dem Kriege fort: Heinz Rühmann, Willy Fritsch, Kristina Söderbaum, Ilse Werner, Theo Lingen und viele andere. Während Hans auf seinen Transport nach Finnland wartete, sah er den Propagandafilm „Die goldene Stadt“. Regie: Veit Harlan. Der Starregisseur der Nationalsozialisten (s. S. 37) drehte insgesamt etwa 30 Kinofilme, ein Drittel davon

nach 1945. In einem Truppenkino in Nordfinnland sah Hans vier Monate später die Filmkomödie „Der kleine Grenzverkehr“ von Hans Deppe. Über 30 Kinofilme drehte dieser Regisseur während des Dritten Reiches. Nach dem Krieg wurde er durch zahlreiche Heimatfilme wie „Schwarzwaldmädel“ oder „Wenn die Alpenrosen blüh’n“ bekannt. 1961 drehte er mit „Robert und Bertram“ das Remake eines antisemitischen Musikfilms von 1939.

Auch der Bildhauer Arno Breker, für dessen Skulpturen sich Hans begeistert hatte (s. S. 67 f.), wurde bei der Entnazifizierung als Mitläufer eingestuft und setzte seine Tätigkeit fort. Er erhielt zwar kaum noch öffentliche, dafür aber lukrative private Aufträge, u.a. für Bronzestatuen von prominenten Unternehmern und Politikern der Bundesrepublik. Kritik am Engagement des Künstlers für das Nazi-Regime wehrt das Arno-Breker-Museum auf seiner Internet-Seite ab: „Es gilt als glückhaft, dass Breker sich kaum in Prozesse der Rechtfertigung verwickeln ließ. Er konzentrierte seine ganze Kraft auf die künstlerische Arbeit.“<sup>27</sup>

In den sechziger Jahren wurden die Fragen nach der nationalsozialistischen Vergangenheit und der Verantwortung meiner Elterngeneration immer lauter. Wissenschaftliche Forschungen und Publikationen zum Dritten Reich fanden in der Öffentlichkeit eine breite Beachtung, wobei das mediale Interesse überwiegend den Opfern des Holocaust und der Biografie Adolf Hitlers galt. Wer die elf Jahre dauernde Gewaltherrschaft erlebt und überlebt hatte, fand sich spätestens jetzt entweder auf der Opfer- oder der Täterseite wieder. Die Lebensgeschichte vieler Deutscher, die 1933 noch Kinder waren und nach 1939 Soldaten wurden, zeigt, dass diese Einteilung nicht greift. Dem Eintritt in die Wehrmacht oder, im Falle meines Onkels, der freiwilligen Meldung zur SS ging eine mehrjährige, systematische Indoktrinierung in Jungvolk und Hitlerjugend voraus. Meine eher unpolitischen Großeltern beteiligten sich nicht aktiv daran; durch eine preußisch geprägte Erziehungsstradition war jedoch das Feld bestellt, auf dem die Saat der Nazi-Propaganda aufging.

Die Briefe meines Onkels führten mir vor Augen, welche unseligen Wirkungen das Gift der nationalsozialistischen Indoktrinierung und Kriegspropaganda hatte. Und sie konfrontierten mich mit einem Thema, auf das ich nicht gefasst war: dem Schweigen. Zum einen mit *Hans'* Schweigen gegenüber seinen Adressaten. Mehr noch als er mitteilt, hält er zurück: aus Rücksichtnahme, wegen Zeitmangels, weil die Postkontrolle seinem Mitteilungsbedürfnis Grenzen setzt und weil man es in seiner Familie gewohnt war, vieles mit sich selber abzumachen. Zum anderen mit dem Schweigen meiner Eltern gegenüber uns Kindern. Warum eine ganze Generation verstummte, wenn es um die dunkelsten Seiten ihrer Lebensgeschichten ging, ist weitaus schwerer zu verstehen.

Erst sehr spät, ab den neunziger Jahren, wurde öffentlich darüber diskutiert, inwieweit auch die Angehörigen dieser Kriegsgenerationen gelitten hatten. Das ist immer noch ein heikles Thema, weil oft der nicht völlig unberechtigte Vorwurf aufkommt, man wolle begangenes Unrecht mit erfahrenem Leid aufrechnen. Das erschwerte lange Zeit einen unbefangenen Umgang mit diesem Aspekt der Kriegsvorgangenheit. Die Frage ist

aber berechtigt, warum die Nachkriegsgesellschaft jahrzehntelang die Beschäftigung mit den Leiden der deutschen Kriegsgenerationen verhinderte und warum es eine Selbstzensur der Betroffenen gab und noch gibt. Wer nach Antworten sucht, relativiert keinesfalls die Verbrechen, die Deutsche im Namen der nationalsozialistischen Heilslehre begingen. Im Gegenteil: Eine ganze Generation war dem Fanatismus und dem Terror der Nationalsozialisten ausgesetzt - *zusätzlich* zu den millionenfachen Leidensgeschichten der Menschen in den Konzentrations- und Vernichtungslagern und in den von Deutschen überfallenen Nachbarstaaten.

Wer nach Schuld sucht, folgt oft einem bequemen Denkraster, das menschliches Verhalten rasch einordnet: schuldig *oder* unschuldig, Täter *oder* Opfer. Wer sich aber mit den psychischen Spätfolgen traumatischer Erlebnisse befasst, wird feststellen, dass diese zunächst einmal wertfrei sind. Man kennt das von schweren Verkehrsunfällen: Auch das Leben eines Unfallverursachers kann für immer zerstört sein, wenn er nicht damit fertig wird, dass er den Tod eines anderen Menschen verschuldet hat. Aus medizinischer-therapeutischer Sicht macht es zunächst keinen Unterschied, ob der Traumatisierte das Leid als Opfer erfuhr oder als Täter. Traumatische Erfahrungen sind zutiefst verstörend und brennen sich für immer in das Gehirn ein. Wie äußere Wunden benötigen sie eine Behandlung, und dafür müssen sie den Betroffenen und ihrem Umfeld bewusst werden, sie müssen angenommen werden. Geschieht das nicht, so können sie noch Jahrzehnte später ihre zerstörenden Wirkungen entfalten. Das Schweigen und Tabuisieren kann eine Folge erlebten Leids sein. Niemals ist es eine Lösung.

In meiner Jugend deutete ich das Schweigen meiner Eltern als Schuldeingeständnis: wenn sie nicht mitgemacht hatten, so waren sie doch mitgelaufen. Es war eine Schuld, die mich, den Nachgeborenen, nicht mehr betraf - das glaubte ich wenigstens. Die Fragen, die meine Generation stellte, waren berechtigt und wurden dann ja auch beantwortet, weil die Opfer begannen, sich zu artikulieren, weil sich wissenschaftliche Forschungen des Themas annahmen und die Wahrheit an die Öffentlichkeit kam. Die Antworten kamen aber nicht von meinen Eltern, denn sie hatten ihre traumatischen Erlebnisse nie individuell verarbeitet. Und es nahm sich niemand ihrer an, weil es nicht opportun war, öffentlich über die seelischen Wunden von Angehörigen des Täter- und Mitläuferkollektivs zu reden.

Die Traumatisierung durch schwere seelische Erschütterungen kann eine Erklärung für das Schweigen sein. Trotzdem: ich mag mich nicht mit ihr begnügen. Es wäre, als hätte ich ein Symptom beschrieben und dem zugrunde liegenden Leiden einen Namen gegeben. Als hätte ich die Gründe des Schweigens erkannt, eingekreist, von mir abgegrenzt, ihnen ein Etikett angeheftet. Ich bin jedoch nicht der Arzt, der seinen Patienten nach der Untersuchung mit einer Diagnose und Therapieempfehlung aus dem Sprechzimmer entlässt. Ich bin der Sohn. Ich wuchs bei meinen Eltern auf, sprach und schwieg mit ihnen. Ich bin ein Teil des Systems. Das Schweigen ist damit mehr als ein psychologisch oder medizinisch erklärbares Phänomen. Wer in Gegenwart möglicher Gesprächspartner schweigt, der kommuniziert und interagiert mit dem Gegenüber genauso wie jemand, der sehr mitteilksam ist - vielleicht noch intensiver.

Der Kommunikationstheoretiker Paul Watzlawick spricht es aus: „Handeln oder Nichthandeln, Worte oder Schweigen haben alle Mitteilungscharakter: Sie beeinflussen andere und diese anderen können ihrerseits nicht *nicht* auf diese Kommunikation reagieren und kommunizieren damit selbst. Es muss betont werden, dass Nichtbeachtung oder Schweigen seitens des anderen dem eben Gesagten nicht widerspricht. Der Mann im überfüllten Wartesaal, der vor sich auf den Boden starrt oder mit geschlossenen Augen dasitzt, teilt den anderen mit, dass er weder sprechen noch angesprochen werden will, und gewöhnlich reagieren seine Nachbarn richtig darauf, indem sie ihn in Ruhe lassen. Dies ist nicht weniger ein Kommunikationsaustausch als ein angeregtes Gespräch.“<sup>28</sup>

Es war mein Fehler - und vielleicht der einer ganzen Generation - dass ich das Schweigen der Kriegsgenerationen auf wenige Ursachen zurückgeführt habe: auf die Scham, auf Schuldgefühle, und nun auch noch auf traumatische Erfahrungen. Das Schweigen war jedoch mehr: Es war ein Teil der Kommunikation mit den Kindern, den Jugendlichen, den Angehörigen der Nachkriegsgeneration. Als Kind hätte mich das Reden über Kriegserfahrungen sicher überfordert. Meine Eltern wollten mir das nicht zumuten, und ich war nicht so weit zu fragen. Kein Wort über meinen Onkel Hans, über die Panik bei Bombenangriffen und die Erlebnisse auf dem Schlachtfeld. Keine Fragen, keine Antworten, kein Nachbohren. Später wollte ich wissen, was unter der nationalsozialistischen Herrschaft passiert war, und begann Fragen zu stellen. Meinen Eltern war das sicherlich nicht nur unbequem. Sie wurden vorsichtig. Genauso vorsichtig wie ich, der über seine persönlichsten Angelegenheiten nur mit dem spricht, der mir geduldig zuhört, mich nicht sofort verurteilt und dem ich meine Worte anvertrauen kann, ohne fürchten zu müssen, dass sie weitergetragen werden. Keine dieser Voraussetzungen war erfüllt. Wenn ich heute zurückblicke, sehe ich, dass meine Fragen auf Vorverurteilungen beruhten und den erhobenen Zeigefinger erkennen ließen. Ich sah mich weniger in der Rolle des Kindes meiner Eltern, in der Rolle eines ihnen nahestehenden Zuhörers, sondern vielmehr als Sprecher einer Generation, die gegen die Elterngeneration aufbegehrt. Diese wiederum sah sich umzingelt von unbequemen Fragern, fühlte sich nicht verstanden und *wurde* im Grunde nicht verstanden.

Mein Vater vergrub sich in seine Arbeit und seine Pflichten. Meiner Mutter halfen ihre Lebensfreude und Kreativität, ein neues Leben aufzubauen. Eine große Familie half beiden, Abstand zur Vergangenheit zu gewinnen. Und so gelang es ihnen, mir und meinen Geschwistern die Voraussetzungen für eine stabile Kindheit zu schaffen.

Und mein Onkel? Auf dem Soldatenfriedhof Niederbronn-les-Bains in den Vogesen ruhen 15.472 Gefallene. Er ist einer von ihnen.

# Anhang

## Abkürzungen

In den Zitaten verwendete Abkürzungen.

Hinter den SS-Dienstgraden ist in Klammern der entsprechende Wehrmachts-Dienstgrad angegeben.

|              |                             |                  |                                     |
|--------------|-----------------------------|------------------|-------------------------------------|
| <b>Abt</b>   | Abteilung                   | <b>Oscharf</b>   | SS-Oberscharführer (Feldwebel)      |
| <b>Btl</b>   | Bataillon                   | <b>Ostuf</b>     | SS-Obersturmführer (Oberleutnant)   |
| <b>Div</b>   | Division                    | <b>PK</b>        | Propaganda-Kompanie                 |
| <b>EK</b>    | Eisernes Kreuz              | <b>Pz</b>        | Panzer                              |
| <b>HKL</b>   | Hauptkampflinie             | <b>Schtz</b>     | Schütze                             |
| <b>IEB</b>   | Infanterie-Ersatz-Bataillon | <b>Sonderkdo</b> | Sonderkommando                      |
| <b>Kdr</b>   | Kommandeur                  | <b>SS</b>        | Schutzstaffel                       |
| <b>Kp</b>    | Kompanie                    | <b>Strm</b>      | SS-Sturmmann (Gefreiter)            |
| <b>k.v.</b>  | kriegsverwendungsfähig      | <b>Stubaf</b>    | SS-Sturmbannführer (Major)          |
| <b>LAH</b>   | Leibstandarte Adolf Hitler  | <b>T.V.</b>      | SS-Totenkopf-Verband                |
| <b>MG</b>    | Maschinengewehr             | <b>Uscha</b>     | SS-Unterscharführer (Unteroffizier) |
| <b>MPi</b>   | Maschinenpistole            | <b>Ustuf</b>     | SS-Untersturmführer (Leutnant)      |
| <b>Oblnt</b> | Oberleutnant                | <b>V1</b>        | Vergeltungswaffe 1                  |
| <b>OKW</b>   | Oberkommando der Wehrmacht  | <b>Zugf.</b>     | Zugführer                           |
| <b>o.M.</b>  | ohne Marken                 |                  |                                     |

## Abbildungen



Fritz Lindner, im 1. Weltkrieg  
mit 26 Jahren gefallen



Hans Dieckhoff, gefallen 1942  
mit 19 Jahren



Gräber des Zuges von Hans Dieckhoff in Südrussland



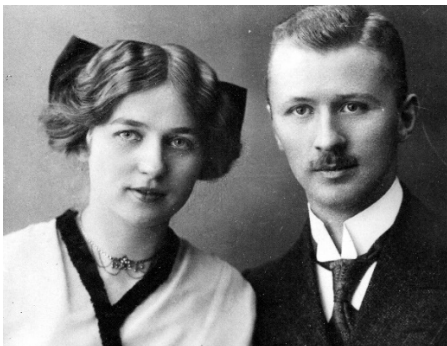
Konzentrationslager Oranienburg auf dem  
ehemaligen Gelände der Münchener Bräuhaus-AG



Hans Griebens Mutter Luise



Hans Griebens Vater Hans im Ersten Weltkrieg



Luise und Hans Grieben sen., 1914



Hans (Sohn) und Margarete Grieben (rechts)  
im Garten des Elternhauses, mit Freunden, 1925



Margarete und Hans Grieben, 1926



Hans und Margarete Grieben mit einer Cousine (Mitte),  
1932



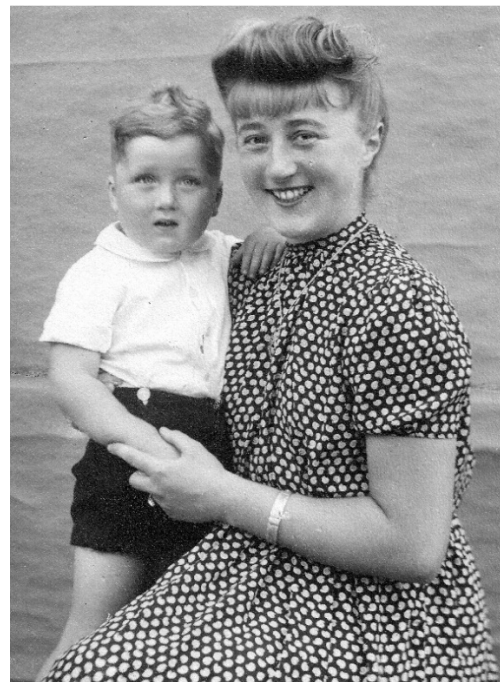
Hans Grieben (1942)



Selbstporträt von Hans Grieben, wahrscheinlich September 1943, 15 X 21 cm



Gerhard (1943) und Margarete Dieckhoff (1946) mit ihrem ältesten Sohn „Hänschen“

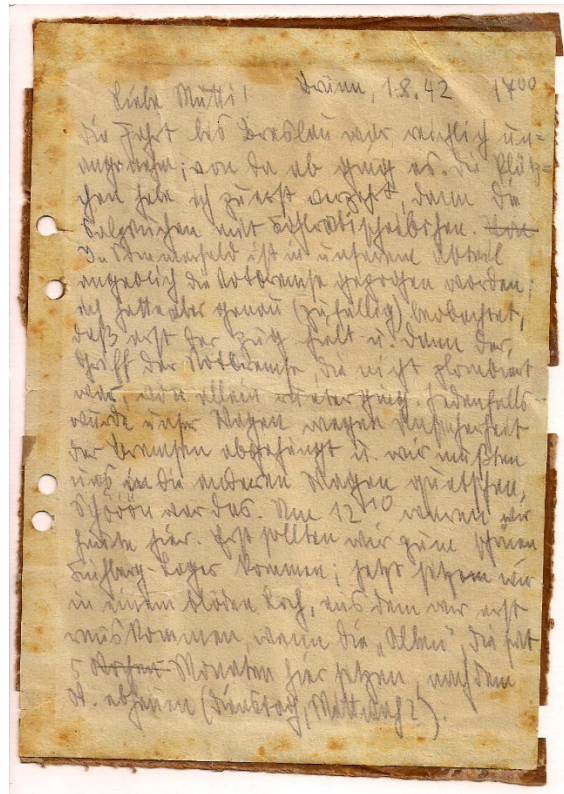




Zwei Kinderbilder von Hans Grieben, 1931 (?) und 1932



Edvard Munch, Der Märchenwald



Brünn , 1.8.42 17<sup>00</sup>

Liebe Mutti!

Die Fahrt bis Breslau war reichlich unangenehm; von da ab ging es. Die Plätzchen habe ich zuerst verzehrt, dann die Salzkuchen mit Kohlrabischeibchen. In Sommerfeld ist in unserem Abteil die Notbremse gezogen worden; ich hatte aber genau (zufällig) beobachtet, daß erst der Zug hielt u. dann der Griff von der Notbremse, die nicht plombiert war, von allein runterging. Jedenfalls wurde unser Wagen wegen Unsicherheit der Bremsen abgehängt u. wir mußten uns in die anderen Wagen quetschen. Schööön war das. Um 12<sup>10</sup> waren wir heute hier. Erst sollten wir zum schönen Kuhberglager kommen; jetzt sitzen wir in einem blöden Loch, aus dem wir erst rauskommen, wenn die „Alten“, die seit 5 Wochen Monaten hier sitzen, nach dem S. abhauen (Dienstag, Mittwoch?).

Schickt mir bitte meine Pantoffeln!!!

Aber erst, wenn Ihr meine Anschrift habt. Die folgt, wenn wir eingeteilt worden sind

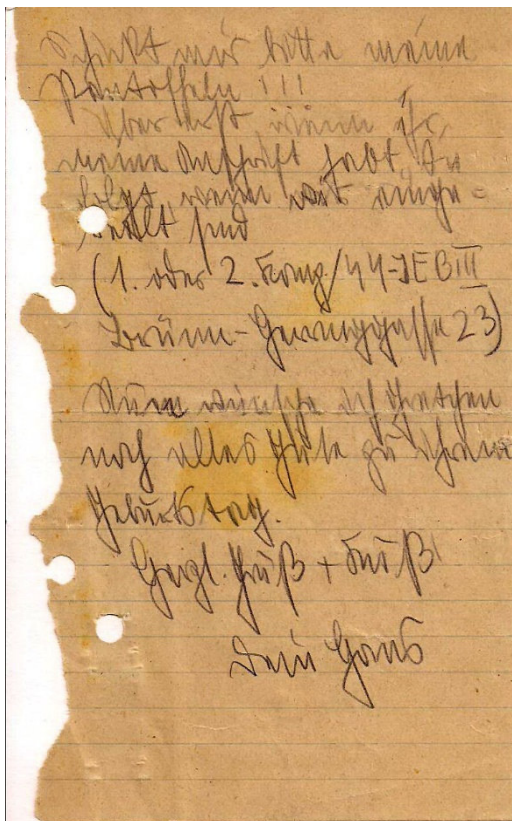
(1. oder 2. Komp./SS-IEBIII

Brünn-Gerringgasse 23)

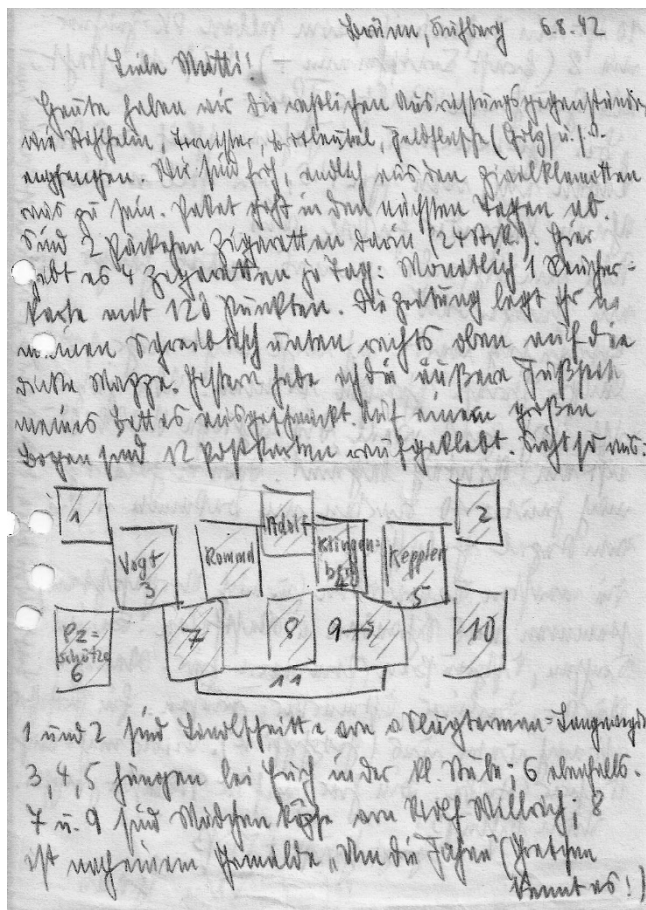
Nun wünsche ich Gretchen noch alles Gute zu ihrem Geburtstag.

Herzl. Gruß + Kuß

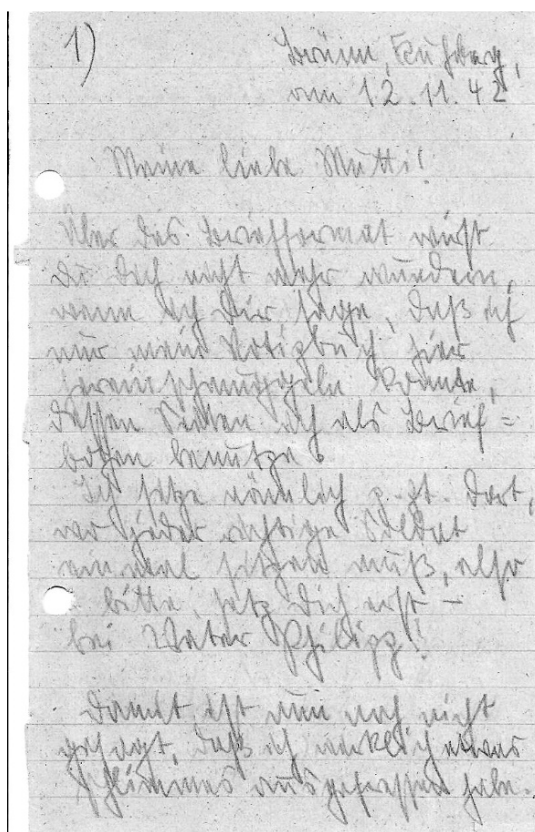
Dein Hans



Der erste Brief aus Brünn vom 1.8.1942



Erste Seite des Briefes aus Brunn vom 6.8.1942



Brunn, Kuhberg, am 12.11.42

Meine liebe Mutti!

Über das Briefformat wirst Du dich nicht mehr wundern, wenn ich dir sage, daß ich nur mein Notizbuch hier hereinschmuggeln konnte, dessen Seiten ich als Briefbogen benutze. Ich sitze nämlich z.Zt dort, wo jeder richtige Soldat einmal sitzen muß, also bitte, setz dich erst - bei Vater Philipp!

Damit ist nun noch nicht gesagt, dass ich wirklich etwas Schlimmes ausgefressen habe.

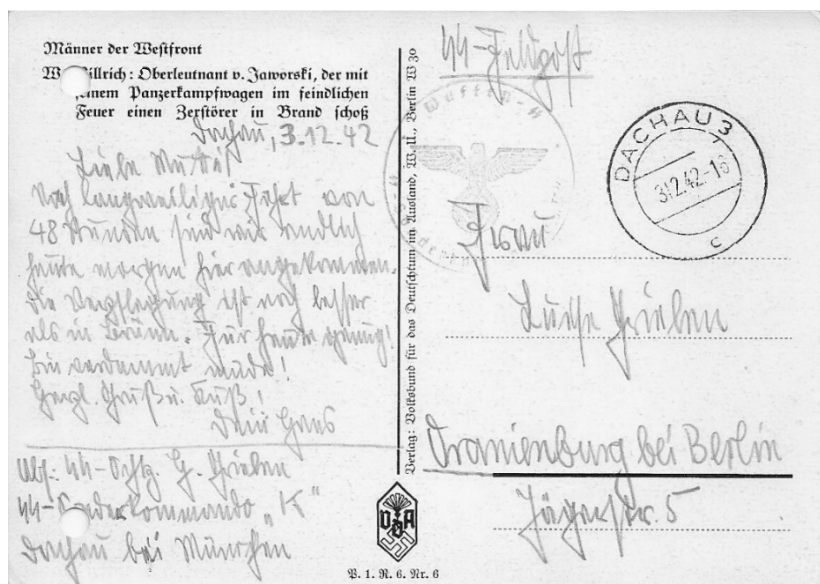
Erste Seite des Briefes aus dem Arrest vom 12.11.1942



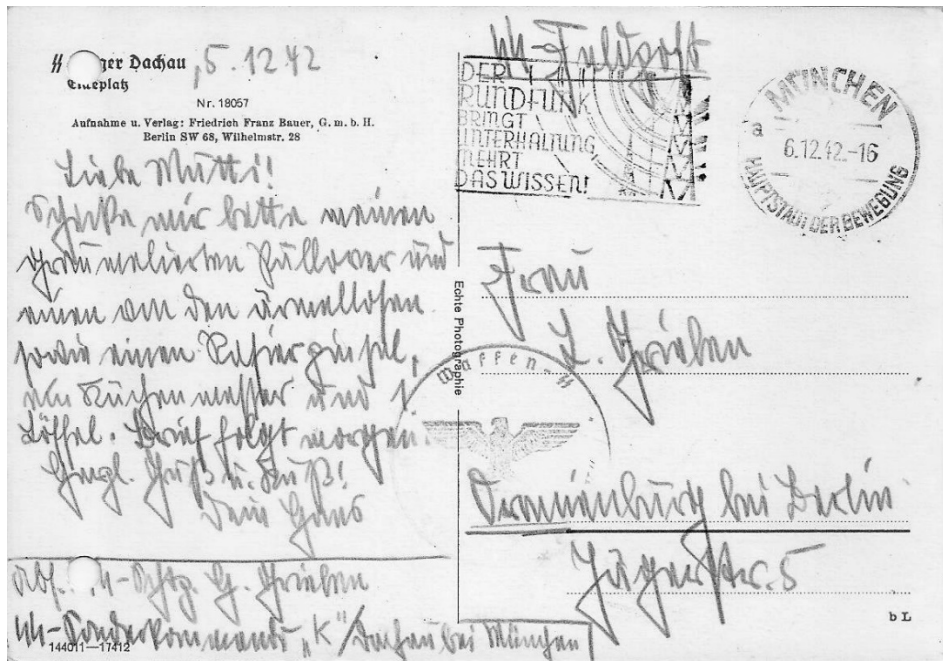
Dachau, 3.12.42

Liebe Mutti!  
Nach langweiliger Fahrt von 48  
Stunden sind wir endlich heute  
morgen hier angekommen. Die  
Verpflegung ist noch besser als in  
Brünn. Für heute genug! Bin  
verdammt müde!  
Herzl. Gruß u. Kuß!  
Dein Hans

Abs.: SS-Schtz. H. Grieben  
SS-Sonderkommando „K“  
Dachau bei München



Die erste Post aus Dachau: Ansichtskarte vom 3.12.1943



Die zweite Ansichtskarte aus Dachau

5.12.42

Liebe Mutti!

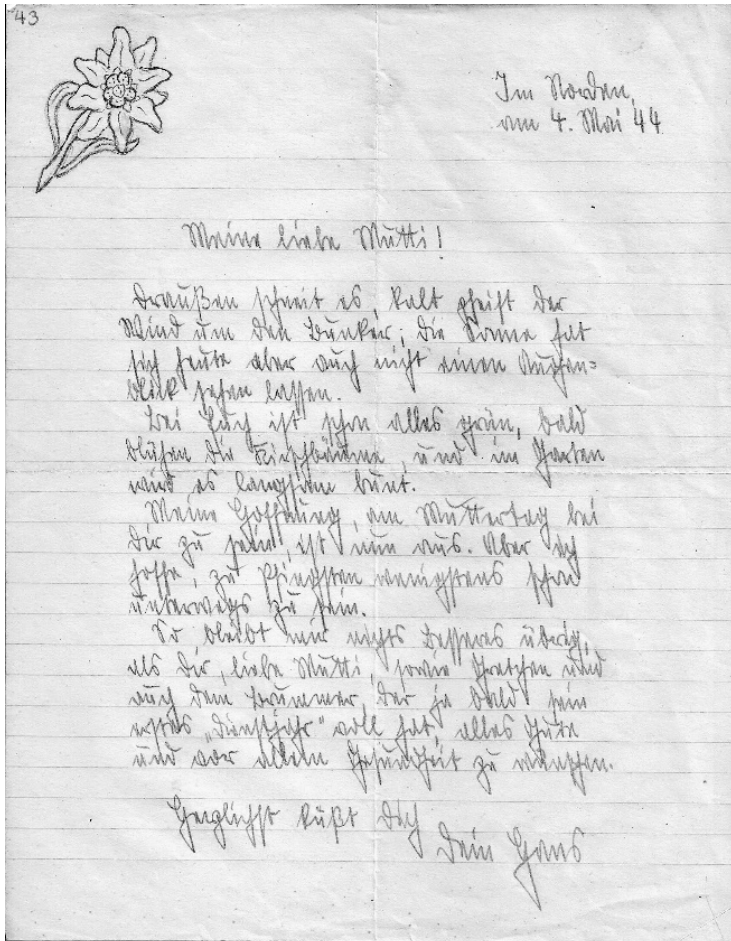
Schicke mir bitte meinen graumelierten Pullover und einen von den ärmellosen sowie einen Rasierpinsel, ein Küchenmesser und 1 Löffel. Brief folgt morgen.

Herzl. Gruß und Kuß!

Dein Hans

Abs.: SS-Schütz. H. Grieben

SS-Sonderkommando „K“/Dachau bei München



Im Norden,  
am 4. Mai 44

Meine liebe Mutti!  
Draußen schneit es, kalt pfeift  
der Wind um den Bunker; die  
Sonne hat sich heute aber auch  
nicht einen Augenblick sehen  
lassen.

Bei Euch ist schon alles grün,  
bald blühen die Kirschbäume,  
und im Garten wird es langsam  
bunt.

Meine Hoffnung, am Muttertag  
bei Dir zu sein, ist nun aus. Aber  
ich hoffe, zu Pfingsten  
wenigstens schon unterwegs zu  
sein.

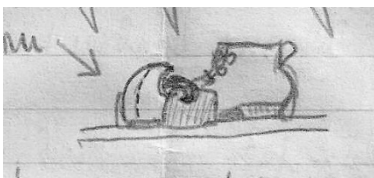
So bleibt mir nichts Besseres  
übrig, als Dir, liebe Mutti, sowie  
Gretchen und dem Brummer,  
der ja bald sein erstes  
„Dienstjahr“ voll hat, alles Gute  
und vor allem Gesundheit zu  
wünschen.

Herzlichst küßt Dich  
Dein Hans

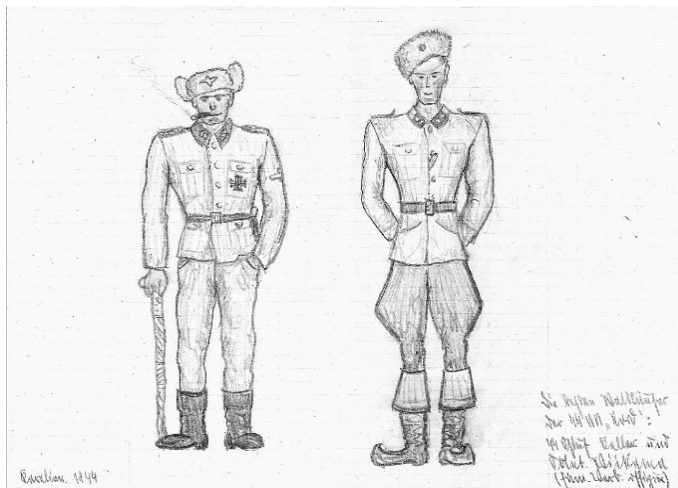
Brief aus Finnland vom 4.5.1944



So sehe ich z. Zt. aus!  
Selbstportät im Brief aus Dachau vom  
21.12.1942



Finnische Ski, Zeichnung im Brief aus  
Finnland vom 13.12.1943



Karelien 1944 - Die besten Waldläufer der SS AN „Nord“:  
SS Ostuf Keller und Oblnt. Wiikema (finn.  
Verb.offizier)

Zeichnung zum Brief aus Finnland vom 21.5.1944

Als ich am Pfingstabend vom Besuch eines kranken Kameraden zurückmarschierte, kommt mir doch einer entgegen; genau so einsam auf der breiten Nachschubstraße wie ich. Auf 300 Meter erkennen wir uns gegenseitig, und wer ist es? Uscha Peter Rieß, mein Ausbilder in Brünn, der mit uns zum Sonderkdo. „K“ und weiter zur Division „Nord“ versetzt worden war. Leider hatten wir es beide eilig und so konnten wir nur kurz unsere Erlebnisse seit der letzten Begegnung Anfang September in Oulu austauschen. Mein Kumpel, Uscha. M., mein Gruppenfhr. in Oulu, ist auch in diesem Frühjahr gefallen. Er war ein Jahr älter als ich und wäre in 2 Monaten 4 Jahre Soldat. Schade um ihn!

Das Wetter während der Feiertage und bis gestern war sehr mies - am 31. Mai hat es noch geschneit - aber heute war es herrlich, und wir glauben, daß es so bleibt, weil morgen Vollmond ist.

Heute vormittag war ich im Wald. Wir haben frische Bäume zur Tarnung gegen Flieger geholt. Solche Gelegenheiten tun mir gut, von wegen Austoben usw.! Nach dem Essen habe ich 3 Stunden geschlafen, denn in der letzten Nacht war Probealarm. Und jetzt steht eine Flasche selbstgebrauten Eierlikörs (mit „Milei“) auf dem Tisch, Erwin entlockt seiner „Orgel“ alte und neue Weisen, und ich will schließen - in der Hoffnung, daß morgen von Euch Post hier ist.

Dir, Gretchen und Hänschen herzliche Grüße u. Küsse!

Dein Hans

[Am linken Seitenrand: eine mit Klebepapier befestigte Mücke.] Sie sind auch wieder da, und wie!

Zweite Seite des Briefes aus Finnland vom 4.6.1944

Als ich am Pfingstabend vom Besuch eines kranken Kameraden zurückmarschierte, kommt mir doch einer entgegen; genau so einsam auf der breiten Nachschubstraße wie ich. Auf 300 Meter erkennen wir uns gegenseitig, und wer ist es? Uscha Peter Rieß, mein Ausbilder in Brünn, der mit uns zum Sonderkdo. „K“ und weiter zur Division „Nord“ versetzt worden war. Leider hatten wir es beide eilig und so konnten wir nur kurz unsere Erlebnisse seit der letzten Begegnung Anfang September in Oulu austauschen. Mein Kumpel, Uscha. M., mein Gruppenfhr. in Oulu, ist auch in diesem Frühjahr gefallen. Er war ein Jahr älter als ich und wäre in 2 Monaten 4 Jahre Soldat. Schade um ihn!

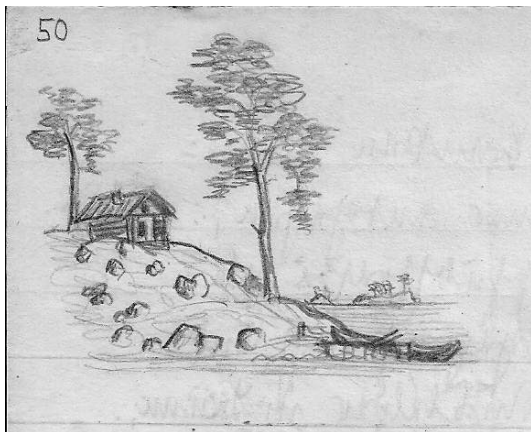
Das Wetter während der Feiertage und bis gestern war sehr mies - am 31. Mai hat es noch geschneit - aber heute war es herrlich, und wir glauben, daß es so bleibt, weil morgen Vollmond ist.

Heute vormittag war ich im Wald. Wir haben frische Bäume zur Tarnung gegen Flieger geholt. Solche Gelegenheiten tun mir gut, von wegen Austoben usw.! Nach dem Essen habe ich 3 Stunden geschlafen, denn in der letzten Nacht war Probealarm. Und jetzt steht eine Flasche selbstgebrauten Eierlikörs (mit „Milei“) auf dem Tisch, Erwin entlockt seiner „Orgel“ alte und neue Weisen, und ich will schließen - in der Hoffnung, daß morgen von Euch Post hier ist.

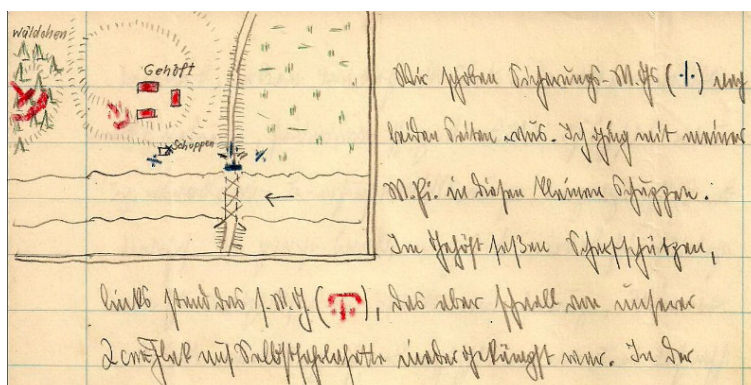
Dir, Gretchen und Hänschen herzliche Grüße u. Küsse!

Dein Hans

[Am linken Seitenrand: eine mit Klebepapier befestigte Mücke.] Sie sind auch wieder da, und wie!



Zeichnungen im Kopf der Briefe aus Finnland vom 4.6.1944 (links) und vom 23.5.1944 (rechts)



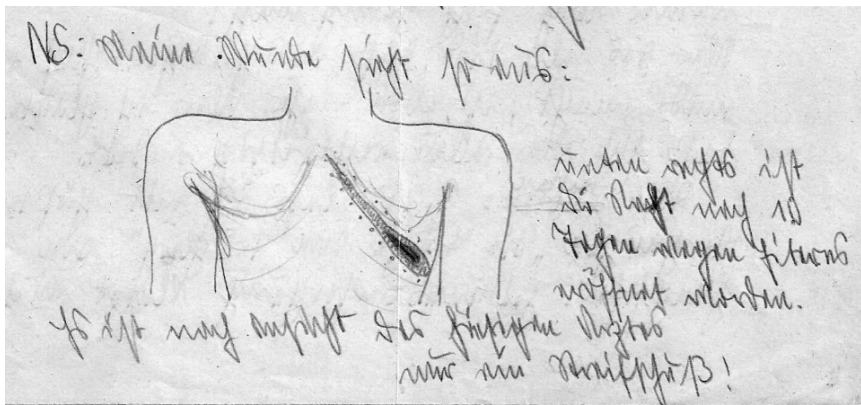
Wir schoben Sicherungs-M.G.s ([takt. Zeichen]) nach beiden Seiten raus. Ich ging mit meiner M.Pi. in diesen kleinen Schuppen. Im Gehöft saßen Scharfschützen, links stand das s.M.G. ([takt. Zeichen]), das aber schnell von unserer 2cm Flak auf Selbstfahrlafetten niedergekämpft war. [...]

Zeichnung im Brief aus Nord-Norwegen vom 17.10.1944

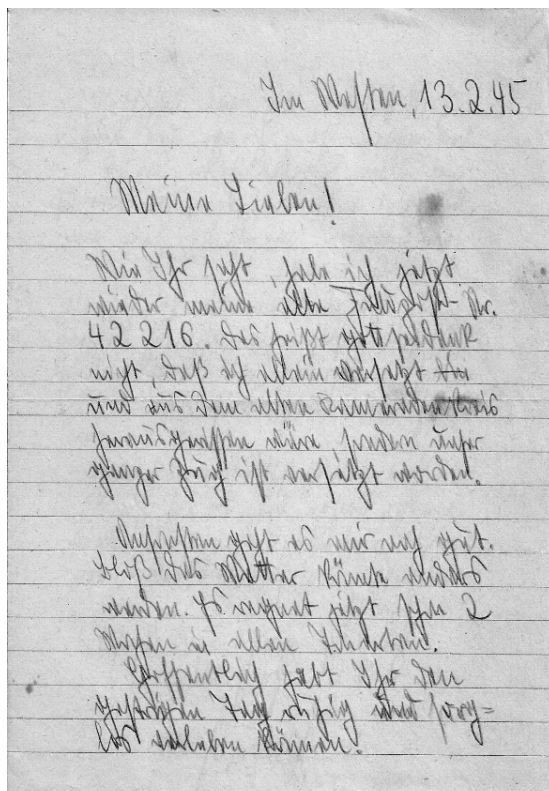


Levanger, 26.12.1944 - Der Brückenkopf vor Tornio - 4./5.10.1944

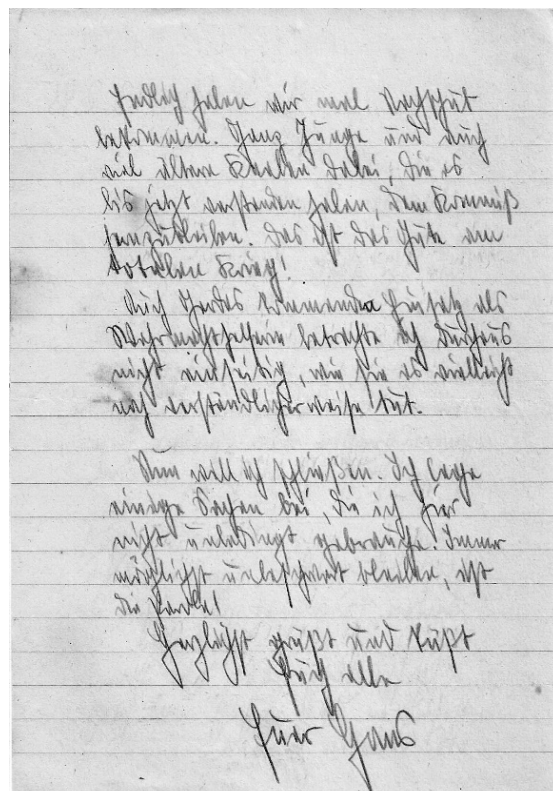
Zeichnung, vermutlich mit einem auf den 25.12.1944 datierten Brief aus Levanger abgeschickt



Zeichnung im Brief aus Norwegen vom 18.11.1944



Der letzte Brief Hans Griebens vom 13.2.1945



Im Westen, 13.2.45

Meine Lieben!

Wie Ihr seht, habe ich jetzt wieder meine alte Feldpost-Nr. 42216. Das heißt gottseidank nicht, daß ich allein versetzt und aus dem alten Kameradenkreis herausgerissen wäre, sondern unser ganzer Zug ist versetzt worden.

Ansonsten geht es mir noch gut. Bloß das Wetter könnte anders werden. Es regnet jetzt schon 2 Wochen in allen Tonarten. Hoffentlich habt ihr den gestrigen Tag ruhig und sorglos erleben können.

Endlich haben wir mal Nachschub bekommen. Ganz Junge und auch viel ältere Knaben dabei, die es bis jetzt verstanden haben, dem Kommiß fernzubleiben. Das ist das Gute am totalen Krieg!

Auch Gerdas kommenden Einsatz als Wehrmachthelferin betrachte ich durchaus nicht einseitig, wie sie es vielleicht noch verständlicherweise tut.

Nun will ich schließen. Ich lege einige Sachen bei, die ich hier nicht unbedingt gebrauche. Immer möglichst unbeschwert bleiben, ist die Parole!

Herzlichst grüßt und küßt Euch alle

Euer Hans

## Anregungen und Quellen

Mein Dank geht an alle, die mir Mut machten, mich mit der Feldpost meines Onkels zu befassen, und mir Material und Informationen zukommen ließen. Ganz besonders herzlich danke ich den Verwandten und Freunden, die die Entstehung des Manuskripts geduldig, kritisch und anregend begleiteten.

Wertvolle Hilfen und Informationen erhielt ich aus dem Kreismuseum Oberhavel in Oranienburg und der KZ-Gedenkstätte Dachau. Viele Internetseiten konsultierte ich; stellvertretend hervorheben möchte ich das *Feldpost-Archiv* der „Museumsstiftung Post und Telekommunikation“. Das interdisziplinäre Konzept dieser Website half mir dabei, mich den Briefen und ihrem Verfasser von verschiedenen Seiten aus anzunähern.

Viele Schriftsteller und Publizisten, die sich mit den dunklen Kapiteln des 20. Jahrhunderts befassen, gehen von konkreten Lebensgeschichten aus. Sie stützen sich auf Briefe, Tagebücher und Zeitzeugenberichte und bewegen sich zwischen den Genres Dokumentation, Biografie, Essay und Roman. Beispielhaft nenne ich sechs Werke, die mir wichtige Anregungen gaben:

Sabine Bode: Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen, Stuttgart (Klett-Cota), 25. Aufl. 2015

Sabine Bode: Nachkriegskinder. Die 1950er Jahrgänge und ihre Soldatenväter, Stuttgart (Klett-Cotta), 6. Aufl. 2015

Uwe Timm: Am Beispiel meines Bruders, München (dtv), 7. Aufl. 2013

Stephan Wackwitz: Die Bilder meiner Mutter, Frankfurt (S. Fischer) 2015

Randi Crott, Lilian Crott Berthung: Erzähl es niemanden. Die Liebesgeschichte meiner Eltern, Köln (Dumont), 20. Aufl. 2014

Pascal Mercier: Nachtzug nach Lissabon. Roman, München (btb), 30. Aufl. 2006

### Quellen:

---

<sup>1</sup> „Dich ruft die SS!“ Internet Archive, San Francisco [archive.org]

<sup>2</sup> ebd.

<sup>3</sup> „Kommissare sind sofort zu erledigen“. Serie Rußland im Krieg (II) / Hitlers Richtlinien für die Behandlung sowjetischer Kommissare. DER SPIEGEL 27/1965 [www.spiegel.de/spiegel/print]

<sup>4</sup> Unterhaltung und Ideologie im NS-Film. Internetseite des Deutschen Filminstitutes - DIF e.V., Frankfurt am Main [www.filmportal.de]

<sup>5</sup> ebd.

<sup>6</sup> Heinrich Frankel, Unsterblicher Film, 1957, zitiert bei Wikipedia

<sup>7</sup> Der große König. Internetseite des Deutschen Filminstitutes - DIF e.V., Frankfurt am Main [www.filmportal.de]; Internetseite des Deutschen Pressemuseums im Ullsteinhaus e.v., Berlin [pressechronik1933.dpmu.de]

- 
- <sup>8</sup> „Kommissare sind sofort zu erledigen“. Serie Rußland im Krieg (II) / Hitlers Richtlinien für die Behandlung sowjetischer Kommissare. DER SPIEGEL 27/1965 [www.spiegel.de/spiegel/print]
- <sup>9</sup> Katrin Kilian: Funktionsweise der deutschen Feldpost 1939 bis 1945. In: Feldpost im zweiten Weltkrieg des Museums für Kommunikation, Berlin [www.feldpost-archiv.de]
- <sup>10</sup> Nach dem 2. Weltkrieg wurde die Redewendung „etwas bis zur Vergasung tun“ wegen der Assoziation mit den Massenmorden in den Vernichtungslagern des Dritten Reiches weitgehend mit Tabu belegt. Sie wurde jedoch schon lange vor der Einrichtung der Vernichtungslager in der Umgangssprache, hauptsächlich Jugendsprache, gebraucht, ursprünglich im Sinne von „bis zum Überdruß“. Nach den Giftgaseinsätzen des Ersten Weltkrieges erhielt das Wort „vergasen“ die Bedeutung „jemanden mit Gas umbringen“. Christoph Drösser: War die Redensart „etwas bis zur Vergasung tun“ schon vor 1933 gebräuchlich? In: Zeit online, 8.9.2009 [www.zeit.de]
- <sup>11</sup> Gerd Walther: Gute Nacht, Mutter... – Das Wunschkonzert im 2. Weltkrieg, Pressemitteilung vom 5.11.2005. Internetseite des Rundfunkmuseums der Stadt Fürth [www.rundfunkmuseum.fuerth.de]
- <sup>12</sup> Informationstafel, Internetseite der KZ-Gedenkstätte Dachau [www.dachau.de]
- <sup>13</sup> Ernst Klee: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. 2. Auflage, Frankfurt am Main (Fischer) 2005, S. 523
- <sup>14</sup> Die „neue deutsche Malerei“. In: Haus der deutschen Kunst. 1937-1945 - Eine Dokumentation. Internetseite von Tobias Hellmann, Berlin: [www.hausderdeutschenkunst.de]
- <sup>15</sup> Olympiareif Skifahren. Internetseite der Gastfreund GmbH Kempten [www.gastfreund.net]
- <sup>16</sup> Berthold Seewald: Polizei entschuldigt sich für Juden-Deportation, 26.11.2012. In: WeltN24 GmbH, Berlin [www.welt.de/kultur/history]
- <sup>17</sup> Heribert Ostendorf: Justiz im Dritten Reich. Politische Strafjustiz vor und nach 1945 (Auszug), 20.4.2005, in: Bundeszentrale für politische Bildung [http://www.bpb.de/geschichte/nationalsozialismus]
- <sup>18</sup> Fritz J. Raddatz: Mörder in Uniform. Der deutsche Vernichtungskrieg im Osten — Hitlers Wehrmacht und die Endlösung, in: ZEIT Online Ausgabe 42, Hamburg, 13.10.1989
- <sup>19</sup> Wilde Deutsche (ohne Angabe des Verfassers), in: Der Spiegel 15/1974 [www.spiegel.de]
- <sup>20</sup> NS-Archiv. Dokumente zum Nationalsozialismus. Internetseite von Jürgen Langowski, Wetter [www.ns-archiv.de]. Niederschrift des Gesandten Schmidt über die Unterredung zwischen Adolf Hitler und dem italienischen Außenminister, Graf Ciano, 13.08.1939, hier zitiert aus: Michael Freund (Hrsg.), Geschichte des Zweiten Weltkrieges in Dokumenten, Bd. 3, S. 40ff, Freiburg im Breisgau, 1956
- <sup>21</sup> Martin Seckendorf: Die Achse bricht. Aus: Junge Welt, 9.9.2013. Internetseite der AG Friedensforschung, Kassel [www.ag-friedensforschung.de]
- <sup>22</sup> Internetseite des Studienkreises Deutscher Widerstand 1933–1945, Frankfurt am Main [www.gedenkorte-europa.eu]; J. Knab: Zeitlose soldatische Tugenden, in in: ZEIT Online 46, Hamburg, 10.11.2005 [www.zeit.de]
- <sup>23</sup> Kerstin von Lingen: Kriegserfahrung an der Südfront: die Perspektive der Soldaten auf den Bündnispartner und Besatzungsherrschaft, 1943-1945, 2010 [www.feldpost-archiv.de]
- <sup>24</sup> Zitiert nach: Randi Crott, Lillian Crott Berthung: Erzähl es niemanden, Köln <sup>20</sup>2014, S. 183
- <sup>25</sup> Volker Hartmann, Hartmut Nöldeke: Verwundetentransport über See. Deutsche Lazarett- und Verwundetentransportschiffe im Zweiten Weltkrieg. Kleine Schriftenreihe zur Militär- und Marinegeschichte Band 20, 2010, S. 212 [winklerverlag.com/v1279x/v1279-00.pdf]
- <sup>26</sup> J. Knab: Zeitlose soldatische Tugenden. In: Zeit Online 46, 10.11.2005 [www.zeit.de]; Winfried Vogel: Der falsche Held. In: Zeit Online 45, 5.11.1993 [www.zeit.de]
- <sup>27</sup> Ein Leben für das Schöne in der Kunst, Internetseite des Museums Arno Breker, Nörvenich, Kunst Museum e.V. - Museum Europäischer Kunst, Bonn [www.museum-arno-breker.org]
- <sup>28</sup> Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien, hrsg. v. Paul Watzlawick/Janet H. Beavin/Don D. Jackson: Bern, Stuttgart, Wien, 1969, zuerst New York 1967, S. 50-53